



sommerakademie

ARCHITEKTUR

Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum

4.–6. Juli 2013, Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen

2013



Sonja Müller-Zaman
Bereichsleiterin bei der GAG Ludwigshafen am Rhein
und Initiatorin der Sommerakademie Architektur

Sommerakademie Architektur „reloaded“: Danke für die spannende Ideenwerkstatt 2013!

Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum: Zu diesen drei Themen betrachteten wir in diesem Jahr die Fontane-Stifter-Siedlung, die Verbindung Bismarckstraße zum Bürgerhof sowie Kultur-Wege durch die Innenstadt zum Rhein. Was ließe sich optimieren, wie die Lebensqualität steigern, wie die Wahrnehmung von Ludwigshafen verbessern?

Die Konzeption der Sommerakademie Architektur begleitete wie im Vorjahr der Architekt Professor Dr. Helmut Lerch. Er setzte wichtige Akzente und gab den drei großen Themenblöcken den inhaltlichen roten Faden.

Alle, die mit der Sommerakademie zu tun hatten, haben sich auf Ludwigshafen eingelassen – mit einer unglaublichen Kreativität und zugleich Ernsthaftigkeit. Bei der Eröffnung, in den Workshops und bei der Präsentation zum Abschluss erlebten die Besucher ein breites Spektrum an Denk- und Arbeitsweisen von Architektur, Stadtplanung und Städtebau.

Mein Dank gilt den Studierenden und Professoren der Fachhochschule Mainz und der SRH Hochschule Heidelberg, den Ludwigshafener Kulturschaffenden und Kai Uwe Weidlich vom Medieninstitut Ludwigshafen sowie allen Teilnehmern, ohne die die diesjährige Sommerakademie Architektur nicht so belebend und aufregend gewesen wäre, wie sie es war.

Wie es weitergeht? Neben den beiden genannten Hochschulen interessieren sich bereits weitere für eine Beteiligung an der dritten Sommerakademie Architektur. Freuen Sie sich also mit mir auf ein spannendes Dachthema und interessante Workshops in 2014.

Ihre Sonja Müller-Zaman



Mit freundlicher Unterstützung von:

marketingverein
Ludwigshafen e.V.



GAG Ludwigshafen am Rhein, Aktiengesellschaft
für Wohnungs-, Gewerbe- und Städtebau (Hrsg.)
Ludwigshafen am Rhein 2014

Sommerakademie Architektur 2013
Ludwigshafen

© 2014 GAG Ludwigshafen am Rhein, Aktiengesellschaft
für Wohnungs-, Gewerbe- und Städtebau

Alle Rechte vorbehalten.

Idee: GAG Ludwigshafen
Redaktionelle Begleitung sowie namentlich nicht gekennzeichnete Texte:
Petra Huber, expedition text
Gestaltung und Satz: farbgarten, Büro für Gestaltung
Druck: NINO Druck
Printed in Germany

ISBN 978-3-00-046020-3

GAG Ludwigshafen
Ihr Immobilienunternehmen

sommerakademie **ARCHITEKTUR**

Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum

4.–6. Juli 2013, Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen



Inhaltsverzeichnis

- 8 Grußwort Ernst Merkel
- 10 Grußwort OB Dr. Eva Lohse
- 12 Versuch über das Städtische, Prof. Dr. habil. Thilo Hilpert
- 32 Sommerakademie Architektur 2013 im Überblick

38 Wohnraum

- 40 Vorwort, Einleitung
- 42 Sozialräumliche und städtebauliche Analyse
- 46 Masterplan
- 50 Szenarien

78 Stadtraum

- 80 Das Projekt
- 82 Die Situation vor Ort
- 84 Beiträge der Gruppen

98 Impressionen der Sommerakademie Architektur 2013

108 Kulturraum

- 110 Von der Kultur zur Kult-Tour: Das Projekt
- 112 Beiträge der Gruppen

- 120 Sommerakademie Architektur 2013: Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum ...
Prof. Dr. Helmut Lerch

- 129 Quellenangaben



Ernst Merkel
Vorstand der GAG Ludwigshafen am Rhein

„Versuch über das Städtische“, das war das Thema des Impulsvortrags von Professor Dr. Thilo Hilpert und der Leitgedanke der Sommerakademie Architektur 2013. Dieser Leitgedanke entpuppte sich als ein gelungener Versuch, kreativ und dennoch ganz nah an konkreten Projekten über Architektur und Stadtplanung in Ludwigshafen zu sprechen. Nicht die in früheren Jahren entstandenen architektonischen Leuchttürme der Stadt standen dieses Jahr im Mittelpunkt, sondern die pralle Lebenswelt „Stadt“. Wir betrachteten Wohnräume, Stadträume und Kulturräume mit dem Ziel, an der einen und anderen Stellschraube zu drehen, um Impulse für eine positive Veränderung Ludwigshafens zu setzen, die – wenn man sie besser kennt – sehr viele unterschiedliche Facetten hat. Für unser Unternehmen, das seinen Beitrag zur Stadtentwicklung leistet, ist es wichtig, möglichst viele dieser Facetten zu kennen und in die Planungen einfließen zu lassen.

Wir wissen, dass Außenstehende Ludwigshafen anders sehen als wir. Deshalb beteiligen wir Hochschulen mit ihren Studierenden an der Sommerakademie Architektur. Sie sind freier, Meinungen und Visionen zu äußern, weil sie nicht die Schere der Machbarkeit im Kopf haben, sondern visionär an Projekte herangehen können.

In diesem Jahr profitierten wir von der tatkräftigen Unterstützung von gleich zwei Hochschulen. Die Master-Studenten der Fachhochschule Mainz entwickelten frische und erfrischende Ideen für die Umgestaltung der Fontane-Stifter-Siedlung. Ihre in einem Masterplan zusammengestellten Ideen sorgten bei den Besuchern des Workshops „Wohnraum“ für so manchen Aha-Effekt und lebhaftes Diskussionen. Ebenso spannend entwickelte sich der von Studierenden der SRH Hochschule Heidelberg gestaltete Workshop zum Thema „Stadttraum“. Hier stand das Areal zwischen

Bürgerhof und Bismarckstraße im Mittelpunkt. Der GAG Ludwigshafen ist es als Eigentümer einer wichtigen Immobilie möglich, weit reichende Akzente für eine Querverbindung hin zum Rhein zu setzen. Die Teilnehmer dieses Workshops waren sehr konzentriert bei der Sache und die entstandenen Modelle haben mir vor Augen geführt, wie sehr sich ein Stadtraum verändert, wenn man an einer einzigen Stelle gezielt ansetzt.

Auch die Innensicht war uns in diesem Jahr wichtig und ich danke den beteiligten Kulturschaffenden Ludwigshafens für ihre Initiative, im Rahmen der Sommerakademie Architektur Ideen für eine Belebung und Aufwertung der Innenstadt über die stärkere Wahrnehmung und Vernetzung des Stadtraums mit kulturellen Einrichtungen zu entwickeln.

Aufgrund des Werkstatt-Charakters der Sommerakademie Architektur gibt es am Ende keine fertigen Lösungen, sondern wichtige Impulse zum Weiterdenken. Sind wir also gespannt, ob und wie sich die genannten Projekte weiterentwickeln, und freuen wir uns auf die Fortsetzung der Veranstaltungsreihe in 2014.

Ihr Ernst Merkel



Dr. Eva Lohse
Oberbürgermeisterin der Stadt Ludwigshafen am Rhein
und Schirmherrin der Sommerakademie Architektur

Einen Raum zum Ausprobieren, zum Entwickeln mutiger und ungewöhnlicher Visionen, zum Entdecken interessanter Ecken in unserer Stadt, all dies bietet die Veranstaltung „Sommerakademie Architektur“ der GAG Ludwigshafen nun schon seit zwei Jahren – und ich freue mich, wenn dieses interessante Format auch in Zukunft eine Ideenwerkstatt für unsere Stadt bleibt.

In diesem Jahr stand der Mensch mit seinen Anforderungen und Erwartungen an das Stadtleben im Mittelpunkt. Viele Städte beschäftigen sich inzwischen mit dem Thema Stadtraum und seiner künftigen Ausgestaltung. Und ebenso wie andere Städte steht Ludwigshafen an einem entscheidenden Wendepunkt:

Unsere Stadt wurde nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges zu großen Teilen neu aufgebaut. Dabei stand zunächst das Bedürfnis nach erschwinglichen Wohnraum im Vordergrund. Bis in die 1970er-Jahre entstanden, nicht zuletzt durch das rasche Anwachsen der Einwohnerschaft, immer neue Stadtquartiere und Siedlungen. Zugleich begann das Automobil seinen Siegeszug, was die Stadtplanung der Nachkriegsjahre nachhaltig prägte.

Heute steht Ludwigshafen mit diesem baulichen Erbe vor neuen Herausforderungen: Unsere Verkehrsinfrastruktur muss genauso saniert und an neue Anforderungen angepasst werden wie viele Wohnsiedlungen. Zugleich verändern sich die Bevölkerungsstruktur und die Arbeitswelt. Die hier ansässigen Unternehmen suchen national und international nach qualifizierten Mitarbeitern, die sie auch über die Attraktivität des Standorts Ludwigshafens als lebendige Stadt in einer lebenswerten Region an sich zu binden versuchen. Bei der Gestaltung unserer Stadt müssen wir die

verschiedenen Bedürfnisse und Ansprüche unterschiedlicher Einwohnergruppen genauso im Blick haben wie die begrenzten finanziellen Möglichkeiten der Kommune. Bei großen Infrastrukturprojekten sind wir auf die Unterstützung des Bundes und des Landes angewiesen.

Umso wichtiger ist es, dass wir mit der GAG ein gut aufgestelltes kommunales Immobilienunternehmen haben, das in Ludwigshafen tatkräftig dabei mitwirkt, die Herausforderungen der Zukunft zu meistern. Dazu gehört auch, dass die GAG in Ideen wie die Sommerakademie Architektur investiert, die unseren Blick auf Ludwigshafen zurechtrücken und differenzieren. Diese Offenheit, die Motivation, Fachleute und Studierende, die von außen kommen, auf unsere Stadt blicken zu lassen, beschert uns neue wertvolle Einblicke.

Nehmen Sie daran teil, indem Sie dieses Buch lesen und die vielfältigen Perspektiven, die unsere Stadt bietet, kennenlernen. Und nutzen Sie – falls Sie es nicht längst getan haben – im kommenden Jahr die Gelegenheit, einmal persönlich die Workshops und Veranstaltungen der Sommerakademie Architektur zu besuchen.

Ihre Dr. Eva Lohse

Versuch über das Städtische

Wohnen. Ich kenne niemanden, der nicht gerne in Frank Lloyd Wrights Haus „Fallingwater“ leben würde. Obwohl der Entwurf aus den 1930er-Jahren stammt und die Innenausstattung des Gebäudes den meisten eigentlich unbekannt geblieben ist. Das Gebäude repräsentiert noch immer ein Wohnideal – einen Raum, der ohne Barrieren mit dem Naturraum verschmilzt.



Stadt und Städtebau – die Anfänge

1. Fallingwater – Wohnen und Stadt

Am Anfang der Bestimmung jedes städtischen Raums steht das individuelle Gehäuse, das zunächst einmal ohne Bindung gedacht ist. Die Bindung eines städtischen Raums wirkt darum zunächst wie eine Einschränkung. Jeder aber kennt auch die desillusionierende Erfahrung eines abgeschiedenen, gar isolierten Lebens – kein Theater oder Museum. Ein Verzicht, den kein Fernsehen oder Internet zu ersetzen vermag – schon gar nicht das Radio, welches das Medium war, mit dem Wright zu seiner Zeit die städtischen Konzentrationen überflüssig machen wollte. Oder banaler noch: dass im Urlaub niemand das Haus bewacht und im Winter kein Hilfsdienst kommt. Städtisches Leben, so wird es seit 100 Jahren beschrieben, hat seine Qualität darin, dass es immer beides bietet – Privatheit und soziale Kontakte zugleich. Und auch, wofür der Wasserfall in Wrights Szenario steht, dass Architektur zivilisierte Natur bietet, städtisches Leben also Natur integriert. Offenbar ist Städtebau mehr als nur die Addition von Einzelgebäuden oder Villen und zielt auf die Ausprägung eines städtischen Raums. Städtebau ist mehr als nur die Massierung, die Verdichtung von Einzelbauten.



Prof. Dr. habil. Thilo Hilpert
Heidelberg

2. Städtebau nach 1920 – Weißenhof und Sternliebs Schloss⁽¹⁾

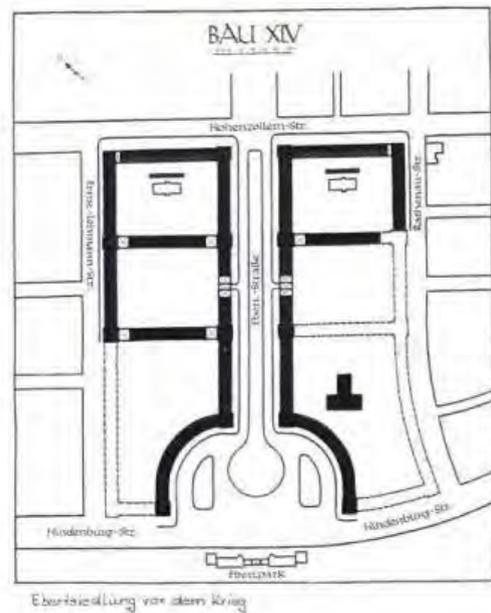
In der Frühphase der Moderne, in den Zwanzigerjahren – die BASF war 60 Jahre alt – ging es nicht nur um Wohnungen, sondern es ging bei jedem Bauprojekt auch um eine Vision der Stadt. In Ludwigshafen – mehr als in jeder anderen Stadt – ging es um die Schaffung von städtischem Raum, um die Entfaltung eines für die damalige Zeit attraktiven Konzepts von Stadtraum, das durch Anspielung auf aristokratische Vorbilder den sozialen Wohnungsbau zu nobilisieren suchte (ähnlich wie Ricardo Bofill dies in den 80er-Jahren in Frankreich betrieb).

So steht neben den Bauten der Moderne in der Weißenhofsiedlung Stuttgart von 1928 dieser Block der Ebertsiedlung aus dem gleichen Jahr. Sternlieb musste damals, stärker als jeder andere Stadtbaurat in Deutschland, durch eine Neubebauung überhaupt erst einmal Stadtraum schaffen.⁽²⁾ So entstand aus der Variation eines historischen Vorbilds, des Mannheimer Schlosses, ein Prototyp der Moderne, der selbst zum Vorbild für Blockbebauungen wurde.

Man erfindet nie etwas neu, man transformiert immer nur. Sternlieb hatte in der Musterwohnung im Bürgerschloss mit Kinderspielplätzen und Radioanschluss auch den Freischwinger von Mies van der Rohe gezeigt. Den Stuhl kennen die meisten, obwohl er erst wieder seit 1956 in Deutschland produziert wurde. Die Möbeltypen der Moderne sind eigenartigerweise nie veraltet, immer modern geblieben.

Daraus ergibt sich für städtebauliches Entwerfen eine wichtige Folgerung: Auch der Städtebau variiert Typen, speist sich aus Grundelementen, die historisch sind. Die Studentearbeit auf Seite 13 ist eine solche Variation von Sternliebs Schloss und verdeutlicht die Rolle historischer Inspiration. Die Qualität einer städtischen Bebauung besteht also darin, dass sie Raum bildet, ihn einfasst, umfasst, definiert. Also den Gebäudeentwurf nutzt, um öffentlichen Raum zu schaffen. Vermutlich ist dies der Hauptinhalt des





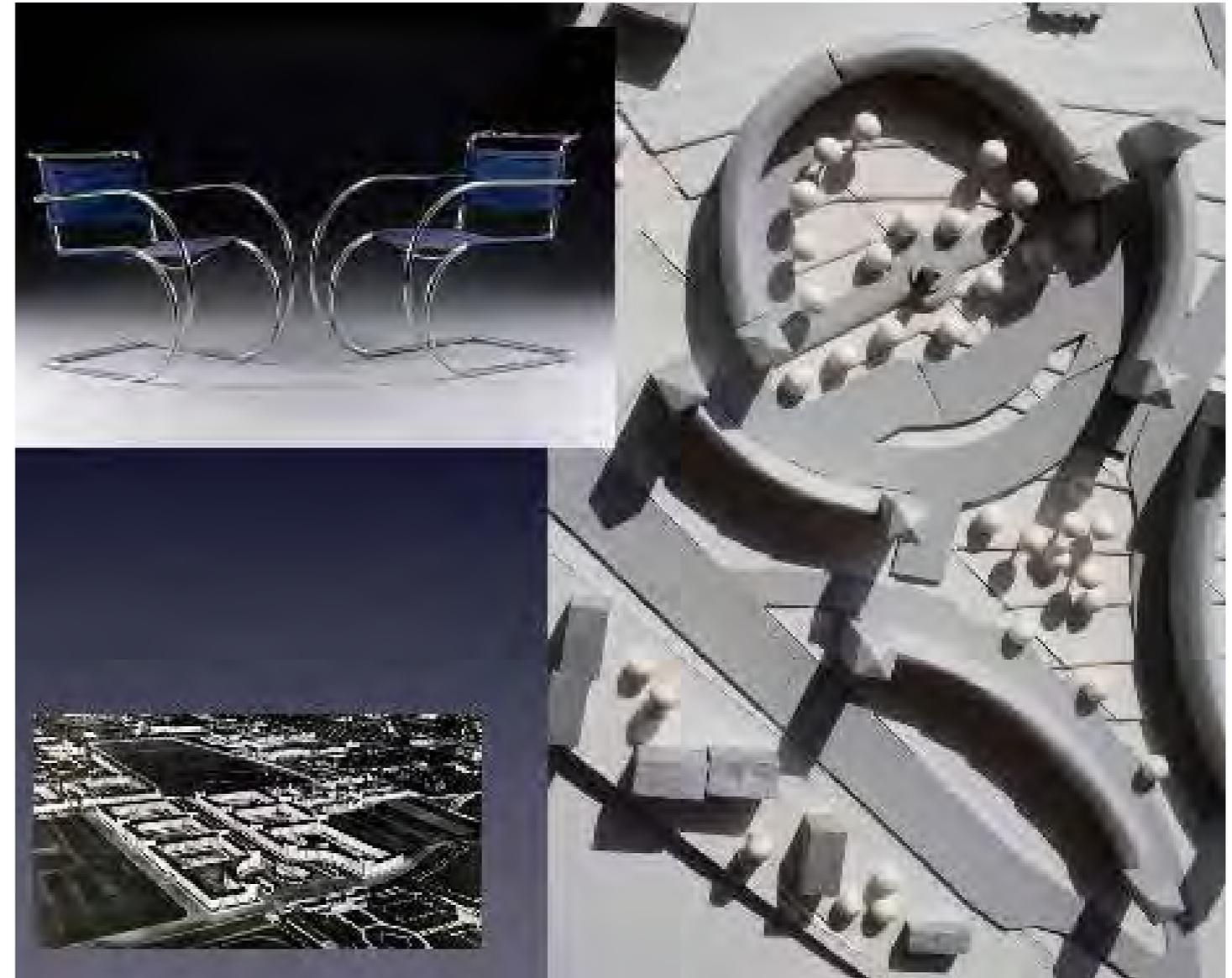
„Städtischen“, dem unser Versuch im Folgenden gilt. Seit Sternliebs Schloss und der Weißenhofsiedlung in Stuttgart im Jahr 1928 hat sich die Zahl der Menschen von zwei Milliarden auf sechs bis sieben Milliarden verdreifacht. Die Weltbevölkerung hat sich seit 1960 verdoppelt. Als 1933 die „Charta von Athen“ formuliert wurde, das erste Dokument zur Stadtplanung, waren die Unterzeichner fast alle Europäer, bis auf die Brasilianer, die einen ähnlich hohen Grad der Verstädterung wie Europa aufzuweisen hatten.

3. Städtebau nach 1960 – Urbanität

Seit Beginn der 1960er-Jahre wird die Qualität des Städtischen auch „Urbanität“ genannt. Städtebau als Kunst, den städtischen Raum zu fügen, hat ihren Sinn nur, wenn dieser Raum mehr als nur Dichte oder Verdichtung ermöglicht. Wenn er also ein Raum ist, der die Qualität der „Urbanität“ befördert oder gar stimuliert. Die Raumbildung durch Städtebau wurde überhaupt erst zu Anfang der 60er-Jahre zum Inhalt der Stadttheorie – in den Beiträgen von Hans Paul Bahrdt, Hannah Arendt, Ernst Bloch.

Man kann sich sicher fragen, was dies soll, eine Frage wieder aufzunehmen, die vor 50 Jahren in den Mittelpunkt der städtebaulichen Diskussion und Zielstellung rückte. Man wird aber ihre Berechtigung erkennen, wenn man auch erkennt, dass zum damaligen Zeitpunkt die Stadt aufgehört hatte, nur als eine Ver- und Entsorgungsaufgabe wahrgenommen zu werden. (Das erste umfassende Planungsgesetz, das sich an den Forderungen der Charta anlehnte, ist aus dem Jahr 1960⁽³⁾)

Sicher kann man weiterhin Städtebau als Aufgabe der Versorgung mit Wasser und Elektrizität und – sarkastisch gesagt – der Entsorgung des Hausmülls verstehen. Doch die 60er-Jahre sind eine Zäsur, in der ein von Le Corbusier und den CIAM⁽⁴⁾ geprägter Städtebau – parallel zu seiner Durchsetzung – seinen Einfluss verlor. Vielleicht gehört diese Parallelität von



praktischer Durchsetzung und gleichzeitiger Verdrängung zum Fortschritt des städtebaulichen Denkens überhaupt.

Eine neue Konzeption ist nie plötzlich da. Sie bildet sich nicht plötzlich heraus, reagiert erst langsam auf die Veränderungen von Ökonomie und Lebensweise. Die Theoretiker der Stadt sind in diesen vergangenen 50 Jahren nicht mehr Le Corbusier oder Peter und Alison Smithson aus den Nachkriegs-CIAM gewesen, sondern es waren Bloch⁽⁵⁾, Arendt und Bahrtdt. Der Begriff der „Guiding Vision“ sagt dabei deutlicher als der Begriff des „Leitbildes“, dass es sich um eine sowohl räumliche wie philosophisch-sozialwissenschaftliche Leitidee handelt, die von ihnen entwickelt wurde.

Das Leitbild der Funktionellen Stadt wurde ersetzt durch das der Urbanität. Aldo Rossis Abhandlung zur „Architektur der Stadt“ von 1966⁽⁶⁾ ist nicht denkbar ohne den Bezug auf dieses veränderte Leitbild. Auch wenn der Beitrag Rossis zur Architektur erheblich theoretischer war als der Beitrag der Architekten der Moderne vor ihm, so war er doch keine Theorie, sondern ein Entwurf. Die Beiträge von Bloch, Arendt und Bahrtdt hingegen sind Beiträge zu einer Theorie von Städtebau und Architektur, auch wenn diese Beiträge von Philosophen und Sozialwissenschaftlern kamen und unvergleichlich abgehobener wirkten als alles, was zuvor aus den Reihen der Architekten wie Le Corbusier gekommen war.

Anders gesagt: Erst seit 1933, seit dem Kongress von Athen, lässt sich von einer Stadttheorie der Moderne sprechen. Sie kreist um das Thema der Funktionellen Stadt⁽⁷⁾,

galt Orten in Europa mit industrieller Produktion zwischen 100 000 und 3 000 000 Einwohnern. Es ging seit 1960 in der Theorie nicht mehr um „Funktionen“, sondern um „Raum“ und „Urbanität“. Die Definition des Städtischen – des Urbanen – schloss nun die USA mit ein (das Buch von Jane Jacobs war hierfür der Auslöser⁽⁸⁾). Die Beiträge gelten seitdem der Stadt. Sie bezogen alle verstädterten Regionen, auch Südamerikas, ohne Größenbegrenzung mit ein und betrachteten alle kolonialen Überbleibsel zunächst als „Dritte Welt“, als Entwicklungsländer.

Urban Age – das Zeitalter der Stadt

Es ist mir bewusst, dass in dieser Behauptung zu Bloch, Arendt und Bahrtdt, sie wären die führenden Stadttheoretiker der letzten 50 Jahre gewesen, genug Sprengsatz für eine Fachwelt liegt, die nie aufhörte, die theoretischen Beiträge zur Stadt als beiläufige Kommentare anzusehen und sie aus der Mitte einer längst ausgedörrten Disziplin auszuschließen.

Es ist spürbar durch alle Poren, dass wir spätestens seit 2010 erneut an einer Zäsur stehen, die der um 1960 ähnelt. Eine neue Zäsur deutet sich für die Zeit nach 2000 an und ist mit der Verbreitung der Bezeichnung „Megastädte“ (Städte mit mehr als 10 Millionen Einwohnern) verbunden. Regionale Verdichtungen in Asien oder Nachverdichtung hier machen die Stadt als Siedlungstyp erneut zum Thema. Das ist nun aber ein globaler Prozess, der nicht mehr nur auf eine internationale Verbreitung begrenzt ist. An der

London School of Economics nennt man dieses Zeitalter auch „Urban Age“⁽⁹⁾ – das Zeitalter der Städte.

Auf den gleichen Zeitabschnitt, der zwischen 2005 und 2010 begonnen hat, bezieht sich Jeremy Rifkin, wenn er von der „dritten industriellen Revolution“ spricht und diese Phase, in der wir uns befinden, so umreißt: „Erneuerbare Energien werden mit dem Internet zur mächtigen neuen Infrastruktur einer Dritten Industriellen Revolution fusionieren ...“⁽¹⁰⁾. Von 1960 bis heute – in der Phase der zweiten industriellen Revolution also – hat sich der Energieverbrauch – auch durch den zunehmenden Verkehr – verfünffacht. Die Einsparung von Energie in einer Stadt, die mit der (ersten) industriellen Revolution entstanden war, zwischen 1960 und 2010 expandierte, wird darum zu einem wichtigen Strukturmerkmal für den zukünftigen Städtebau.

Es geht um Methoden der Einsparung von Energie, wie sie sich schon beim Car-Sharing in Metropolen wie Berlin zeigt.⁽¹¹⁾ Auf jeden Fall ist ein zwingendes ökonomisches Argument neben die soziale Begründung getreten: „Das Ziel des Städtebauers von morgen ist nicht Entstädterung, sondern Urbanisierung.“ Eine ökologische Politik des Städtebaus ist – bei klarer Überlegung – nicht durch Verzicht auf Verdichtung, sondern umgekehrt durch eine Verdichtung der Stadt und ihrer Transportwege zu erreichen. Offenbar leben wir im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in einer Wendezeit.

1. Schaltjahre 1960 und 2010

Hans Paul Bahrtdt, Hannah Arendt und Ernst Bloch sind noch immer geläufige Namen. Ihre Beiträge zu Ende der 50er-Jahre kreisten um eine Definition des „Städtischen“ und sind für uns heute von besonderem Interesse, wo es erneut um die Frage geht, was die Qualität des Lebens in der Stadt, also das „Städtische“ an der Stadt ist. In einer Phase, in der die Verstädterung in einer Globalisierungstendenz zu explodieren scheint und die städtebaulichen Strukturen der Nachkriegszeit zum Sanierungsfall werden.

Alle drei Autoren hatten überdies Berührung mit der Region, um die es geht: Bahrtdt als Industriesoziologe, Hannah Arendt hat den Kontakt zu ihrem Lehrer Karl Jaspers im nahen Heidelberg nie abreißen lassen und Ernst Bloch, der in Ludwigshafen geboren wurde, hat die Prägung durch die Industriestadt immer reflektiert. Vor allem aber legt die Gleichzeitigkeit einer gemeinsamen Thematik nahe, diese drei Beiträge im Zusammenhang zu sehen. Alle drei Beiträge kreisen um die Frage der Ausprägung des städtischen Raums zwischen Öffentlichkeit und Privatheit; alle drei Beiträge sind auch um die gleiche Zeit zwischen 1956 und 1959 publiziert worden.

Bloch ist ohne Zweifel der Belesenste und in seiner Kritik an der Architektur und am Städtebau der Moderne am genauesten. Er selbst ist aus der Generation der Klassischen Moderne, 1885 geboren, um die gleiche Zeit wie Mies van der Rohe, Gropius und Le Corbusier. Ihnen folgt die Generation von Marcel Breuer, Ernst Neufert, Egon Eiermann, Oscar Niemeyer, zu der auch die 1906 geborene Hannah Arendt gehört. Hans Paul Bahrtdt, 1918 geboren, ist aus

der Generation der noch einmal Davongekommenen, die den Wiederaufbau betreiben; zu ihnen gehörte auch mein Vater⁽¹²⁾. Hans Paul Bahrtdt ist am konkretesten in seinen Forderungen zum Städtebau gewesen, hat mit seinen soziologischen Überlegungen zur modernen Großstadt 1961 geradezu ein Rezeptbuch verfasst.

Sie haben sich, nach meiner Kenntnis, weder getroffen noch ausgetauscht oder sind sich je begegnet. Ich habe sie parallel gelesen, weil mich die Wirkung ähnlicher Erfahrungen, getrennt durch elf bis zwölf Jahre, interessierte. Ich wollte die Geistesgeschichte und den Städtebau vor dem Hintergrund einer der jüngsten Städte dieses Landes, einer der „unfertigsten“ wie Bloch sie nennt, zusammenbringen.

Wobei die Begegnung mit der Klassischen Moderne bei Bahrtdt erst in der Nachkriegszeit einsetzte, wie er 1978 im Vorwort zu meinem Buch über Le Corbusier schrieb, während Bloch schon 1935 in der Sammlung „Erbschaft dieser Zeit“ die kritische Bilanz einer Periode zog, die Teil des eigenen Lebens war. Von beiden ist mir eine geradezu körperliche Erinnerung geblieben. Bahrtdt, in dessen Buch ich mich gleich nach Erscheinen verbissen hatte, ist mir – Jahre später – mit seiner genauen, überlegten Sprechweise erinnerlich, mit der er – ein wirklicher „Doktorvater“ – Bemerkungen und Einwände formulierte. Ernst und Karola Bloch sehe ich, entsprechend dem ersten Eindruck, immer noch vor mir – in der Bismarckstraße gegenüber dem alten Humanistischen Gymnasium. Ein Paar ziemlich ungleicher Natur, beide mit Hut und Mantel. Wie das so ist, hatte ich

natürlich nicht den Mut, den bewunderten Philosophen, der doch auch physisch sehr beeindruckend war, anzusprechen. All diese ersten Eindrücke müssen noch in den Jahren vor 1965 gewesen sein, als die BASF für motivierte Schüler Auslandsaufenthalte finanzierte und ich so zu meinem ersten Parisaufenthalt kam; all das verbindet sich: die Ausstellungen zum Werk Oscar Niemeyers, der Gruppe GIAP um Michel Ragon, des Pop-Art Künstlers Roy Lichtenstein, die Begegnung mit Le Corbusier wenige Wochen vor seinem Tod.

Hannah Arndt nennt diese Jahre des Übergangs, die Ende der 1950er-Jahre begannen, die Zeit der „zweiten Phase der Industriegesellschaft“. Also des Übergangs zum „zweiten Maschinenzeitalter“, wie diese Phase in der Design-Theorie von Reyner Banham 1960 genannt wird⁽¹³⁾. Es ist die Phase eines kritischen Rückblicks auf die großen Theorien der Moderne in den 1920er-Jahren in Italien, Holland, Frankreich und Deutschland. „Das zweite Maschinenzeitalter hat für uns bereits begonnen: das Zeitalter der Elektrifizierung im häuslichen Bereich und das der synthetischen Chemieproduktion“, schreibt Banham 1960.⁽¹⁴⁾ Zuvor hatte er Vorträge an der Hochschule für Gestaltung in Ulm gehalten und sich sicher in seinen theoretischen Folgerungen bestätigt gesehen durch die Entwürfe für HiFi-Geräte von Hans Gugelot (zusammen mit Dieter Rams) für Braun, heute Vorbild für Apple-Design. Als die Zeitschrift „Fortune“ im Jahr 1959 nach den 100 schönsten Design-Objekten „aus der Serienproduktion“ fragte, fand sich in der Auswahl noch kein Objekt aus der Unterhaltungselektronik.⁽¹⁵⁾

2. Hans Paul Bahrtdt (1918–1994): Die Urbanisierung der Stadt

Der Jüngste von ihnen, Hans Paul Bahrtdt, war zur damaligen Zeit wohl der Bekannteste. Seit 1953 hat sich der Soziologe mit Arbeiterwohnen befasst. Er, an den es Zeit wird, sich zu erinnern, gehörte damals zur Avantgarde einer neuen Wissenschaftsdisziplin an den Hochschulen, der auf Vorurteilsfreiheit orientierenden Soziologie. Er war sich der Begrenztheit philosophischer Spekulation bewusst und hat darum auch die konkretesten Bezüge zur Architektur gesucht. Er wollte nicht als Künstler denken. Bahrtdt ist typisch für diese Generation der jungen Soziologen in Deutschland, über die kaum ein Wikipedia-Eintrag zu finden ist. Hanno Kesting, sein Mitstreiter und Kollege, lehrte von 1957 bis 1959 als Soziologe an der legendären Hochschule für Gestaltung in Ulm. Bahrtdt sprach kaum Englisch, war über sechs Jahre bei der Panzertruppe, überwiegend im Osten und überlebte. Der Vater seines Freundes Heinrich Popitz wurde nach dem 20. Juli 1945 hingerichtet. Sein Lehrer in Göttingen war Helmut Plessner⁽¹⁶⁾, der in Holland am Soziologischen Institut der Universität Groningen aus den Mitteln für den „Versuchsaffen“, wie er sarkastisch berichtete, die Verfolgung überlebte.

Als ich im Jahr 1970 nach Göttingen kam, kannte ich nur das Buch von Hans Paul Bahrtdt „Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau“ von 1961.⁽¹⁷⁾ Dass die zentralen Kapitel zu „Öffentlichkeit und Privatheit“ schon 1957 bei der BASF kursierten, ist mir erst viel später bekannt geworden. Aber schon gegen 1972 dämmerte mir der Bezug dieses damals einflussreichsten Stadtsoziologen zum Städtebau in meiner Heimatstadt, zum Bau der ersten Großsiedlung in Ludwigshafen um

1960. Bahrtdt hatte von 1955 bis zum Frühjahr 1958 als sozialwissenschaftlicher Mitarbeiter für die BASF gearbeitet.⁽¹⁸⁾ Seine wichtigste, inzwischen klassische Formulierung zum Städtebau über „Öffentlichkeit und Privatheit als Grundformen städtischer Sozierung“⁽¹⁹⁾ findet sich schon 1957 publiziert: „Unsere These lautet: eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, das heißt entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattfindet.“⁽²⁰⁾

Die Stadtsoziologie und neuere Stadttheorie entsteht um 1960 nicht nur als eine Ablösung der utopischen Handlungsanweisungen der Moderne aus den 20er-Jahren, sondern sie entsteht – betont militant – aus einer Auseinandersetzung mit der immer noch übermächtigen großstadtfeindlichen Stadtkritik – d. h. der gedanklichen Ablehnung einer Umweltform, in der die meisten ihrer Kritiker doch meist recht annehmlich leben. Bahrtdt reagierte – so kann ich mich erinnern – allergisch gegen jede Kontinuität der großstadtfeindlichen Blut- und Bodenideologie.

1956, ein Jahr vor der bedeutenden Internationalen Bauausstellung in Berlin, war immer noch nicht klar, nach welchem Leitbild denn dort eigentlich eine Städtebauausstellung veranstaltet werden sollte, zu der die internationale Avantgarde der Architektur der Moderne von Niemeyer über Corbusier bis zu Gropius mit baulichen Beiträgen eingeladen worden war.

Insofern ist die öffentlich geführte Auseinandersetzung über die Grundlagen der „Stadt von morgen“ zwischen Frei Otto und Hans Paul Bahrtdt im Dezember 1956 erhellend.⁽²¹⁾ Frei Otto propagierte das „ebenerdige Einfamilienhaus“ als gültige Lösung des Wohnens gegenüber dem „künstlichen Lebensraum des Hochhauses“ und forderte daher die Auflösung der Großstadt nach den Empfehlungen, wie sie Frank Lloyd Wright im Buch *Broadacre City* vorgezeichnet hatte. Frei Otto hatte Wright 1951 bei seiner Amerikareise besucht. Offensichtlich meint er mit dem „künstlichen Lebensraum des Hochhauses“ mehr den theoretischen Entwurf Le Corbusiers als die tatsächliche Realität in den Nachkriegsstädten. „Das Wohnhochhaus in Reingestalt“, so schreibt er, „erscheint als geschlossener Kasten, der flugzeuggleich über der Landschaft schwebt und nur durch die Aussicht mit ihr verbunden ist.“

Die wesentliche Leistung von Bahrtdt war es, dass er die Polarität von Einfamilienhaus und Hochhaus als Grundelemente städtebaulicher Planung ersetzte durch die zunächst abstrakt anmutende Begrifflichkeit von Privatheit und öffentlichem Raum.

Diese einem Architekten nahe liegende Entgegensetzung von kleinem Haus und Hochhaus ersetzte er durch soziologische Begriffe, die genauer geeignet waren, die Stadt als ein System von sozialen Räumen zu beschreiben. Er formulierte ein soziales Ziel für die städtebauliche Arbeit der Architekten: „Das Ziel des Städtebauers von morgen ist nicht Entstädterung, sondern Urbanisierung.“⁽²²⁾

Wobei Bahrtdt die Möglichkeit überschätzte, sein Ziel einer Urbanisierung städtischer Räume durch die Erfindung neuer Bebauungsformen zu ermöglichen, die den lawinenartig gewachsenen Autoverkehr aufnehmen sollten.⁽²³⁾ Erst Architekten aus der Generation von Aldo Rossi, die ab 1980 für den Städtebau wirksam wurden, haben sich auf traditionelle räumliche Strukturen einer „Architektur der Stadt“ berufen können und sich dabei auf Bahrtdts Terminologie gestützt.⁽²⁴⁾ Dass es keinen Totalabriss von Heidelberg oder Regensburg, um nur einige exponierte Beispiele zu nennen, nach 1970 gegeben hat⁽²⁵⁾, sondern hingegen eine Rekonstruktion alter Stadtbilder (wie man sie im Einzelnen auch bewerten mag), ist der Intervention dieser Generation und ihres Eintretens für einen öffentlichen Raum zu danken.

3. Hannah Arendt (1906–1975): Der öffentliche Raum als überindividueller Kunstraum

Man muss sich zurückversetzen in die Zeit, als Hannah Arendt 1958 ihr Buch „*Vita Activa*“ in Chicago publizierte; über die „*Human Condition*“, zu der für sie die Existenz eines öffentlichen städtischen Raums gehört. Eines öffentlichen Raums, der das individuelle Leben überdauert. Eine „Welt, die Platz für Öffentlichkeit haben soll“, schreibt sie, „kann nicht nur für eine Generation errichtet oder nur für die Lebenden geplant sein, sie muss die Lebensspanne sterblicher Menschen übersteigen.“⁽²⁶⁾ Die Industriestadt am Rhein wird sie in der Nachkriegszeit allenfalls auf der Durchreise während der Besuche bei ihrem ehemaligen Doktorvater Karl Jaspers in Heidelberg gesehen haben. Diese Stadt muss für sie jedoch der vollendete Typus ei-

ner Stadt des Wirtschaftswunders gewesen sein⁽²⁷⁾, für die eine schnelle Abfolge von Aufbau, Zerstörung und Wiederaufbau charakteristisch ist.⁽²⁸⁾

In diesem Jahr 1958, als sie ihre Abhandlung veröffentlichte, war für die Europäer bei der Weltausstellung in Brüssel die Zukunft einer billigen Energie zur Verheißung geworden. Dass die Computerisierung und die „Denkmaschinen“ wichtiger für die zweite industrielle Revolution werden würden als die Atomkraft, diese Meinung vertrat damals ebenfalls schon Max Bense⁽²⁹⁾, der Theoretiker der Hochschule für Gestaltung in Ulm. Was Hannah Arendt beunruhigte, mehr als die Bedrohung durch Atomkraft, war die Durchsetzung der „Automation“ in einer Arbeitsgesellschaft, der, wie sie sagt, die Arbeit auszugehen droht.⁽³⁰⁾ Eine Perspektive, die damals nur ganz wenige sahen, die aber im Zusammenhang mit der gleichzeitigen Auflösung der Städte nach dem Modell Wrights oder Frei Ottos verheerend wirken musste, denn es würde keine soziale Bindung mehr an die Stelle der alten Arbeitspflicht treten. Hannah Arendt beschreibt die Stadt der „zweiten Phase der Industriegesellschaft“: „Für die ja weder das Hochhaus noch das Stadtbild von New York auf der Halbinsel Manhattan charakteristisch ist, sondern die neuerdings angestrebte und in Amerika im Ansatz auch bereits verwirklichte Auflösung des städtischen Elements in menschlichen Siedlungen, also eine Nicht-Stadt von der Art Los Angeles.“⁽³¹⁾

Die Primärstruktur des öffentlichen Raums, die mit der Entstädterung auf dem Spiel steht, hat mit dem Kunstwerk gemeinsam, dass sie nicht nur auf Nützlichkeit zielt, sondern

auf Dauerhaftigkeit. Eine Dauerhaftigkeit, die nach Hannah Arendt gerade dem unnützlichsten Gegenstand, nämlich dem Kunstwerk, zu eigen ist. Sie schreibt: „Zu den Dingen, die der Welt die Stabilität geben, die sie geeignet macht, den unsterblichsten Wesen, die wir kennen, sterblichen Menschen, eine irdische Behausung zu bieten, gehört auch eine Anzahl von Gegenständen, die überhaupt keinen Nutzen aufweisen und dazu noch so einmalig sind, dass sie prinzipiell unvertauschbar sind, also keinen ‚Wert‘ besitzen, den man in Geld ausdrücken könnte.“⁽³²⁾

Billigen wir also gebauten Strukturen eine Werthaltigkeit zu, die über das individuelle Leben hinaus die Geschichte einer Stadt prägt, so folgt daraus, dass man es sich genau überlegen sollte, wenn man etwas abzureißen gedenkt, weil man sich damit vielleicht gerade der räumlichen Elemente beraubt, die erst die Stadt zu einem öffentlichen Raum machen und damit zu mehr als nur der Organisation von Herstellungsprozessen.

4. Ernst Bloch (1885–1977): Gotik im Kristall

Der 1885 geborene Ernst Bloch ist 1959, als der dritte Band seines „*Prinzips Hoffnung*“ erscheint, bereits ein Methusalem von über 70 Jahren. Damals aber wird den meisten seiner Leser erst seine Rolle als Kritiker der modernen Architektur bewusst.

Dass diese Industriestadt über einen Philosophen verfügt, der aus der gleichen Generation wie Gropius, Le Corbusier oder Mies van der Rohe kommt, wirkt im ersten Mo-

ment verblüffend. Dabei war Bloch unter den Philosophen seiner Generation jemand, der sich zum Städtebau am kenntnisreichsten zu äußern vermochte. Mehr noch ein Philosoph, der sich nicht damit begnügte, die Visionen der Architekten seiner Generation, die am Anfang der ersten Industriegesellschaft gestanden hatten, kritisch zu kommentieren, sondern der ihren Utopien eine eigene Utopie hinzufügte oder entgegensetzte.

„Blochs Werk ist wie Blei“, heißt es in einem Rückblick des Jahres 2009⁽³³⁾ auf sein 50 Jahre zuvor publiziertes Schlüsselwerk „Das Prinzip Hoffnung“. Man könnte das Werk durchforsten, wie aus Anlass mancher Festrede üblich, auf die bekannten antithetischen Textstellen hin, wo er die Barockstadt Mannheim zur Arbeiterstadt Ludwigshafen in Bezug setzt. Einer Stadt in der die Widersprüche der Zeit, wie es bei Bloch heißt, auf ihrem höchsten Niveau sind. Aber solche Textvergleiche sollen hier nicht bemüht werden.

Vielmehr geht es bei der Lektüre seines gewaltigen Schlüsselwerks zum utopischen Denken europäischer Geistesgeschichte um die Frage, welche Spuren lassen sich im Werk eines Zeitgenossen zu den großen Utopien der Moderne, denen von Bruno Taut oder Frank Lloyd Wright und denen von Le Corbusier, zu der Stadttheorie zwischen 1920 und 1959 finden? Woher kam diese Genauigkeit in der kritischen Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Architektur; eine Auseinandersetzung, die genauer war als die des Freundes Theodor W. Adorno, als beide 1965 beim Werkbund in Berlin eingeladen sind, um über den Zustand der Stadt zu sprechen?

Liest man das „Prinzip Hoffnung“⁽³⁴⁾ sorgfältig, dann finden sich dort recht genaue Forderungen und Voraussagen zur Architektur der Stadt. Was die Architektur betrifft, so sind Blochs Bemerkungen so genau, dass sich sogar von einem eigenen Entwurf zur Stadtbaukunst sprechen lässt. Ich muss gestehen, dass ich sein voluminöses Werk von mehr als 1500 Seiten dort wirklich sorgfältig gelesen habe, wo der Philosoph über den sich herausbildenden Städtebau der Moderne schreibt. Dort ist er so genau, als hätte er selbst an den Kongressen der CIAM, am Kongress von Athen 1933 teilgenommen und die Formulierung der Charta von Athen begleitet.

So etwas konnte nur jemand leisten, der nach 1920 selbst an den Anfängen der Moderne zu einer Stadttheorie des ersten Industriezeitalters, zu Massenproduktion, Fordismus, Fließband und Automatisierung aus nächster Nähe teilgenommen hatte. Wer wie er, gegen einen Städtebau „genormter Termiten“ der „unentwegten Funktionalisten“⁽³⁵⁾ argumentierte und dabei die Stadt nicht nur als Organisation von Wohnen und Arbeit, sondern als „Produktionsversuch menschlicher Heimat“ beanspruchte⁽³⁶⁾, musste – wo nicht selbst – zusammen mit einem Partner formuliert haben, der die Anschaulichkeit philosophischer Begriffe mit der Bildhaftigkeit eines räumlichen Denkens, eines architektonischen Denkens zu verbinden vermochte. Dieses Doppel eines architektonisch-soziologischen Denkens, das sich nur bei Bloch findet, ist seit den 1930er-Jahren auf das Zusammenwirken des Ehepaars, der Architektin Karola Bloch und des Philosophen Ernst Bloch zurückzuführen.⁽³⁷⁾ Aber erst nach 2001 bin ich auf die autobiogra-

phische Skizze von Karola Bloch aufmerksam geworden. Ein Kollege aus Leipzig, der unsere Ausstellung über das in Mannheim gescheiterte Theaterprojekt von Mies van der Rohe am Bauhaus in Dessau gesehen hatte, schickte mir Zeitungsausschnitte von Anfang der 1950er-Jahre über den dortigen Streit zum stalinistischen Städtebau. Da trat Karola Bloch hervor, nicht nur als Geliebte in den 1930er-Jahren des geschmähten „Formalisten“ Hannes Meier, des zweiten Bauhausdirektors, sondern als Befürworterin eines Projekts von Hans Scharoun für Leipzig.

Nach ihren biographischen Aufzeichnungen zu urteilen, verfügte Karola Bloch über intime Kenntnisse der Architekturszene zu Ende der 1920er-Jahre, hatte an der TH Berlin-Charlottenburg Architektur studiert, traf später in der Emigration Le Corbusier in Paris, wo sie bei Auguste Perret Arbeit gefunden hatte. Blochs Opus mag in den Voraussagen zu anderen Disziplinen überholt sein, für die Architektur jedoch trifft dies nicht zu.

Nach all den Jahren der Beschäftigung ist für mich bemerkenswert, dass dieser Philosoph in einem Werk, das in den 1930er- und 1940er-Jahren begonnen worden ist, nicht nur die damals bekannten Visionen beschrieben hat, sondern selbst zum Visionär, zum Propheten vorausschauender Beschreibung wurde, der die technischen Utopien eines Yona Friedman von 1960 vorausnimmt. Es gibt bei Bloch nicht nur diese vielfach zitierte Textstelle zur Architektur der 1920er-Jahre („Heute stehen die Häuser vielerorts wie reisefertig drein, obwohl sie schmucklos sind, drückt sich in ihnen Abschied aus. Im Inneren sind sie hell

und kahl wie Krankenzimmer.⁽³⁸⁾). Auch die der eigenen Zeit vorausgreifenden negativen Utopien, über „earth scraper“ oder an Drahtseilen hängende Schwebebauten, finden sich dort.⁽³⁹⁾

Die alten Utopien der Renaissance eines Thomas Moore und eines Tommaso Campanella beschreibt er, als hätte er dabei die zeitgenössischen Stadtmodelle Tauts oder Le Corbusiers vor Augen⁽⁴⁰⁾: „Während die liberale Sozialutopie eines Thomas Moore ihren besten Staat mit Einzelhäusern, Flachbauten, aufgelockerten Gartenstädten aus schmückt, zeigt 100 Jahre später Campanellas autoritäre Utopie Wohnblöcke, Hochbauten, ein völlig zentralisiertes Stadtbild.“⁽⁴¹⁾

Im Gegensatz zu diesen polaren Utopien muss man sich Blochs eigene synthetische Stadtutopie als kompakten Raum vorstellen, wie eine barocke Stadt; ein geometrischer Raum „gebauter Ordnung“, „härteste statuarische Modellierung“, in den „Subjekthaftigkeit“ – also Gotik, Expressionismus und „organhafter“ Manierismus – „hineingetrieben“ sind.⁽⁴²⁾ Eine Utopie der Stadt, die stilistisch und sozial in einem gedacht ist.

Der Inhalt der Blochschen Utopie ist eine Urbanisierung, die man sich eher als eine räumliche Synthese vorstellen muss von Antonio Gaudi mit Cerdas Stadtraster, wie einen Park Güell in der Rasterstadt Barcelona. So abgehoben der Begriff der Utopie erscheint, so nahe liegend sind jedoch die räumlichen Elemente seiner Synthese: „Und heute ergibt sich (...) das ungeheure Bauproblem einer Gotik

im Kristall. Als Fazit bleibt menschlich dieses: wie kann menschliche Fülle wieder gebaut werden, wie lässt sich die Ordnung eines architektonischen Kristalls mit wahren Baum des Lebens durchdringen?⁽⁴³⁾

Age of Urbanity

1. Ziele für die Stadt am Rhein

Mit dieser Forderung wies Bloch über die zweite industrielle Revolution hinaus ins Bauproblem der Gegenwart. Eine drohende ökologische Katastrophe hat jedoch keiner der Autoren vorausgesehen, ebenso wenig wie die Entstehung eines neuartigen internationalen Kommunikationsnetzes um 2000. Die Weltausstellung in Shanghai hat vor drei Jahren eine Thematik benannt, worin das Land die zweite industrielle Revolution überspringen will: „Better City, Better Life“.⁽⁴⁴⁾ Was dann könnte das Thema der nächsten Weltausstellung sein? Vielleicht das Motto: „The Blue Planet – der Dschungel und die Megacitys“⁽⁴⁵⁾ – was sich als Übertragung der Forderung nach der Gotik im Kristall in globale Maßstäbe verstehen ließe.

Es handelt sich um Veränderungen, die sich aus den Kategorien einer Architekturstilistik entsprechend dem seit 1984 gebräuchlichen Ausdruck „Postmoderne“ nur unzureichend beschreiben lassen. Angemessener scheint mir da schon der Ausdruck „Age of Urbanity“, der auf die qualitativen Veränderungen zielt, die sich in diesem „Urban Age“ – Zeitalter der Städte – räumlich und architektonisch vollziehen.

Fassen wir also nochmals zusammen, was wir für die Gestalt der Stadt in einem „Age of Urbanity“ für elementar halten:

1. Städtebau denkt den öffentlichen Raum. Sein primäres Material sind nicht Kleinhaus oder Hochhaus, sondern die Zuordnung von Privatheit und Öffentlichkeit.
2. Dieser öffentliche Raum ist ein überindividueller künstlerisch geprägter Raum.
3. Er besteht aus nicht konsumierbaren oder nur kurzfristig nützlichen Dingen, sondern aus Dingen, die dem Leben Stabilität geben.
4. Das Ziel des Städtebaus von morgen ist nicht Entstädterung, sondern Urbanisierung.
5. Wenn das Ziel des Städtebaus weiterhin Urbanisierung heißt, dann bedeutet Urbanisierung heute die dosierte Auseinandersetzung mit der Verländlichung der Stadt.

Wir befinden uns – dies steht inzwischen außer Zweifel – am Beginn der dritten industriellen Revolution und in einer zweiten Sanierungsphase. Diese Sanierung der Großstädte betrifft nun alle Bauwerke, die zuvor in den 60er-Jahren modern waren und alle früheren Epochen in ihren Schatten verbannten – die Bürohochhäuser, Autohochstraßen, Kaufhäuser und Großsiedlungen.

Die Bandstadt am Rhein verliert ihre industrielle Prägung – der Park auf der Parkinsel wird wichtiger als der Hafen auf der Insel.

2. Parkstadt am Fluss

Die Sternliebs, Blochs, Ahrendts, Plessners, Bahrds haben nach dem Faschismus nicht zufällig auf der Rolle der Ausprägung des öffentlichen Raums als wesentlichster Aufgabe der Urbanisierung beharrt. Sie haben das „Städtische“ immer als eine politische Aufgabe gesehen. Urbanisierung bleibt das Gegenteil der Ideologien des Anti-Städtischen, Anti-Intellektuellen und eines modernen Biologismus. Ihnen ist – was Deutschland seit den 80er-Jahren anbelangt – die Entfaltung einer städtischen Kultur und die Entfaltung einer Bildungs- und Museumsarchitektur zu danken; dazu gehört auch ein neuer Umgang mit historischer Substanz, die Entwicklung einer Transformationsästhetik.

Städtebau bedeutet nicht den Bau von Städten; Städte sind nie fertig. Wir planen nicht die Stadt, sondern den Prozess der Verstädterung.

Die Stadt, über die wir reden, ist um 1850 entstanden, in der ersten Phase der Industrialisierung. Sie hat alle Strukturmerkmale einer industriellen Stadt, nimmt also seit 150 Jahren an den wesentlichen Phasen der industriellen Revolutionen teil. Die Zahl der Städte hat sich nach 1815 rasant vermehrt und ihre Einwohnerzahl ebenfalls. Im Jahr 1850 waren Berlin und Hamburg die einzigen Städte in Deutschland mit 80.000 bis 120.000 Einwohnern. Straßburg, München und Königsberg hatten damals zwischen 50.000 und 70.000 Einwohner; dann erst kamen Frankfurt und Nürnberg mit 30.000 bis 40.000 Einwohnern.

Eine Theorie der Stadt entwickelte sich erst seit der Moderne der Zwanzigerjahre⁽⁴⁶⁾; als ein öffentliches Raumsys-

tem wurden Städte wie Ludwigshafen erst um 1960, mit Beginn der zweiten industriellen Revolution, gedacht.

Was eine Stadt charakterisiert, ist im Wesentlichen ein öffentliches, überindividuelles Raumsystem, das dem Leben Stabilität gibt. Eine zentralörtliche Struktur, wie sie zu Mannheim gehört, ist nicht unbedingt das notwendige Charakteristikum einer Stadt. Eine Stadt ist eine Stadt durch ein System öffentlicher Räume. Was die Stadtplanung in Ludwigshafen von der Verpflichtung zur Schaffung einer konkurrierenden Kopie der Mannheimer Zentralität entbindet.



3. Die Alleen

Die alten Städte der zweiten industriellen Revolution, die wie Ludwigshafen eine wesentliche Prägung zwischen 1960 und 2010 erfahren haben, werden zum Sanierungsfall. Im Umgang mit den tradierten Stadtstrukturen gilt folgende Faustregel: Alles, was „-heim“ im Namen hat, – wie z. B. Rheingönheim, Friesenheim, Oggersheim, vor allem Mannheim – ist älter als der Industrialisierungsprozess und hat darum eine prägende Struktur des öffentlichen Raums,

die von jeher zur Ansiedlung gehört. Ludwigshafen hingegen kommt von „-hafen“ und besitzt die typische Struktur einer industriellen Bandstadt. So ist zu fragen – was lässt sich aus dem Hafen machen und was aus dem Band?

Denn: Städtebau ist nicht die Erfindung neuer Strukturen. Städtebau fordert vielmehr ein strukturelles Sehen, das auf Interpretation beruht. Geschichtliche Strukturen sind wahrzunehmen, um daraus abzuleiten, welche Potenziale sich bieten.

Wenn wir nach historischen Grundlagen in der Gliederung des Stadtraums in Ludwigshafen suchen, dann bieten sich sicher die Alleen Sternliebs in der Ebertsiedlung wie in der Westendsiedlung (Bahnhofstraße) als Grundlage für ein Strukturkonzept an. Was den Stadtraum in der Bandstadt am Rhein bis heute kennzeichnet, sind die rechtwinklig zum Rhein angelegten Alleen und Stadtachsen, an denen

die Wohngebiete symmetrisch aufgehängt wurden. Sie waren in den 20er-Jahren die Grundlage, um der Stadt einen öffentlichen und baukünstlerisch geprägten Raum einzuschreiben.

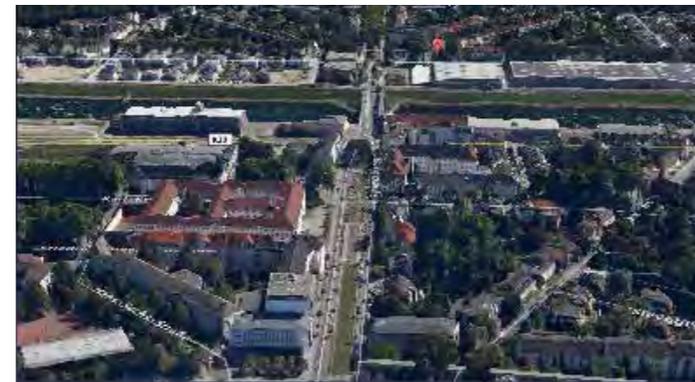
Die Allee ist eine aus Frankreich importierte Gliederung des Straßenraums, die erst später diskreditiert wurde. Statt der radikalen Trennung von Fußgängerverkehr und Autoschnellstraßen, bietet die Al-

lee eine Reihe von Kombinationsformen, die den Verkehr in der Bebauung einbetten, statt den Stadtraum damit zu durchschneiden.

4. Parkinsel und Franzosenviertel

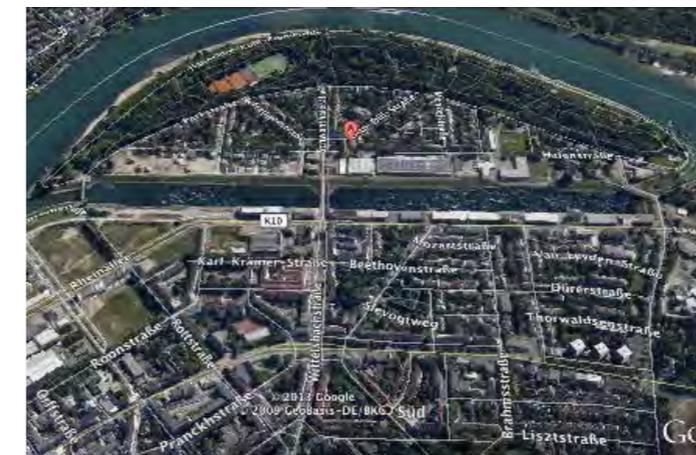
Die gleiche Art der Bebauung wie in der Ebertsiedlung und der Westendsiedlung (Bahnhofstraße) kennzeichnet auch die älteste der Alleen, die Wittelsbachstraße. Ich möchte den umgebenden Stadtraum wegen der historischen Prägung der Architektur „das Franzosenviertel“ nennen.

Durch die ursprünglich strikte Symmetrie zweier Gebäude, des Baus der GAG auf der linken Seite und des Baus der Post auf der rechten Seite der Allee, war ein Tor für die Wittelsbachstraße formuliert, deren Komposition man eine Komposition nach Prinzipien der Beaux-Arts nennen kann. Durch die ursprünglich auf eine strikte Symmetrie beider Straßenseiten hin angelegte Komposition wurde die Al-



lee – statt zu einer Zäsur – zu einem bindenden Raum, der die französisch inspirierten Bebauungen der Wittelsbachstraße bis weit in die Parkinsel hineinführt.

Städtebau heißt aber nicht nur, die Vergangenheit zu erkennen und als Potenzial zu nutzen, sondern Zukunft in die bestehenden Strukturen hineinzusehen. Also nicht nur die Potenziale einer Allee von den Überwucherungen und Vernachlässigungen zu befreien. Der Städtebauarchitekt arbeitet heute nicht mit Bebauungsschemata, sondern mit Szenarien. Er hat eine Welt von Bildern im Kopf. Ihm steht



eine Welt von Motiven zur Verfügung. „Google Earth“ – jeder Betrachter kann sich in die Optik des Planers setzen, er kann Rio in eine Ludwigshafener Allee hineinsehen.

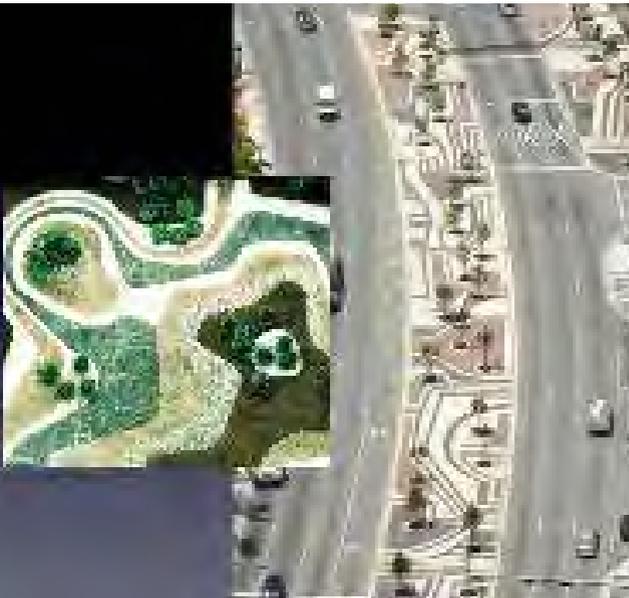
Indem ich mich auf das Vorbild des brasilianischen Architekten Roberto Burle-Marx beziehe, möchte ich zugleich eine Wertigkeit in der Auswahl von Planungsstrategien für

den öffentlichen Raum ausdrücken. Burle-Marx war Maler und Landschaftsgestalter – kein Baukünstler oder Stadtplaner wie Oscar Niemeyer, der mit gebauten Volumen umgeht. Ich möchte damit auch betonen, dass der strukturierte Parkraum eine wachsende Rolle für die Umstrukturierung des öffentlichen Raums haben wird. In der dritten Phase der Industriegesellschaft, so hatten wir gesagt, kommt es zur Verländlichung der Stadt („Urban Farming“), die dosiert sein muss. Damit wird die Polarität von öffentlichem und privatem Raum durch eine neue Polarität überlagert; Kurt Tucholsky hat diese polare Spannung so beschrieben: hinten die Ostsee, vorne den Kurfürstendamm.



5. Rio in Ludwigshafen – Tor zur Pfalz

Fürs Erste noch muss ich Ihre Vorstellungskraft bemühen, da uns die Mittel für eine vollständige Simulation fehlen. Aber vielleicht sollten wir auch zukünftig an der Collage als Darstellungsmittel festhalten, um Spielräume für Interpretationen zu öffnen.



Noch bis in die 70er-Jahre hielt sich das Vorurteil, unsere Breiten wären klimatisch ungeeignet, sich im öffentlichen Raum, etwa in Straßencafés, aufzuhalten. Heute wissen wir: Dieser Prozess der Benutzung des Außenraums ist auch in unseren Breiten möglich und er war nicht etwa mit dem Ausweichen vor überfüllten Privaträumen verbunden, sondern er ist proportional zur Vergrößerung individueller Raumsprüche gewachsen. Perspektivisch wird an die Stelle des Paradigmas „Straßencafé“ für die Nutzung des urbanen Raums nun das Paradigma Gartencafé, Teehaus oder gar Biergarten treten.

Noch eine weitere Prognose ins Blaue gesprochen: Es wird neue Formen des Sprechens und Denkens geben, die in einer bisher unbekanntem Weise den öffentlichen Raum und die Medien verknüpfen. Nur hat dies zur Voraussetzung, dass man in einer Stadt lebt, einer Atmosphäre der Freiheit wegen, und nicht um sich in ihr in den scheinbaren und miefigen Schutz einer ethnischen oder regionalen Identität zu stellen. So gewagt dies klingen mag – ich möchte Sie zu einer Liebeserklärung an die ‚ungeliebte‘ Stadt am Rhein auffordern.

Wozu ich also auffordern möchte, ist, die Potenziale dieser Stadt zu begreifen – als **Park-Stadt**, als **Tor zur Pfalz**.



Prof. Dr. habil. Thilo Hilpert

geb. 1947, aufgewachsen in Ludwigshafen, ist Soziologe (Dr. disc. pol.) und Städtebauarchitekt (Dipl.-Ing.). Er lehrte an den Universitäten Berlin, Damaskus, Philadelphia, Wiesbaden und ist Honorarprofessor an der Southwest Jiaotong University in Chengdu. Er arbeitet als Zukunftsforscher und Planer. Sein Thema ist die Architektur sowie Stadttheorie der Moderne und die Entwicklung einer globalen „Guiding Vision“ für energieeffiziente Metropolen; seine Projekte sind Strukturkonzepte für den Stadtumbau in einer dritten Moderne.

Zu seinen wichtigsten Publikationen zählen: Die Funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision (Braunschweig 1978. In: Springer Book Archives ISBN 978-3-528-08648-0); La ciudad funcional. Le Corbusier y su visión de la ciudad (Madrid 1983) Le Corbusier 1887–1987. Atelier der Ideen, dt., engl., franz. (Hamburg 1987) Town in Mind. Urban Vision – 15 Projects. (Berlin 2004) und Utopias of a Blue Planet. In: ifa, Institut für Auslandsbeziehungen (Edit.): Post-oil city. The History of the City's Future. (Stuttgart 2011, ISBN 978-3-931435-18-9).

Quellennachweise

1) Das war der Name, der sich 1977 aufdrängte, als ich mich in meiner Diplomarbeit „Der Baublock als städtische Wohnform“ mit der Analyse von Blockarchitekturen, besonders der Bebauung Sternliebs befasste, um sie als alternatives Modell gegen modernistische, amorphe Bebauungen zu nutzen. Besonders erinnere ich mich damals an einen Mitarbeiter der GAG, Herrn Wüst, der mich mit fotografischen Publikationen zur Ebertsiedlung bekannt machte. Über Sternliebs Verbleib 1933 gab es nur vage Informationen (Gespräch mit Heinrich Schmitt, Verfasser der „Hochbaukonstruktion“).

2) Der umfassende Einfluss Sternliebs auf die Stadtentwicklung Ludwigshafens hat sich mir erst 2013 erschlossen durch die Monographie von Stefan Mörz: Der Baumeister Ludwigshafens. Markus Sternlieb (1877–1934) – Monographie. Ludwigshafen: GAG. 2011.

3) BBauG, Bundesbaugesetz, vom 23. Juni 1960.

4) Thilo Hilpert: Le Corbusiers Charta von Athen. Braunschweig, 1984. (Bauwelt Fundamente 56) in: Springer Book Archives. ISBN 978-3-528-08756-2.

5) Ernst Bloch drängte erst 1965 mit seinem Anspruch auf eine Architektur der Phantasie, gegen Monotonie, ins Bewusstsein der Fachöffentlichkeit. Zusammen mit Theodor W. Adorno hatte er im Wesentlichen den kritischen Beitrag zur Werkbundtagung im Oktober 1965 in Berlin bestritten. Siehe: Bauwelt 1/2, 1966. S. 5.

6) Aldo Rossi: Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen. Ital. 1966. Bauwelt Fundamente 41, 1973.

7) Thilo Hilpert: Die Funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe. Braunschweig. 1978. (= Bauwelt Fundamente 48) In: Springer Book Archives ISBN 978-3-528-08648-0.

8) Jane Jacobs, *The Death and Life of Great American Cities*. Deutsch: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente Band 4, Ullstein, Berlin, 1963.

9) Siehe hierzu: Ricky Burdett (Ed.): *The Endless City*. London. 2007. Die LSE befasst sich zusammen mit der Stiftung Alfred Herrhausen in jährlichen Urban Age Projects mit dem „shift in the world population towards the cities and away from mankind's rural roots“.

10) Jeremy Rifkin: *Die dritte industrielle Revolution. Die Zukunft der Wirtschaft nach dem Atomzeitalter*. Frankfurt. 2011. (amerik. Originalausgabe: *The Third Industrial Revolution*. 2011) = Lizenzausgabe für bpb, Bonn 2011. S. 10.

11) Thomas Huetlin: *Nimm mich. Wie Car-Sharing das Leben in der Großstadt verändert*. In: *Spiegel* 31/ 2013, S. 54 ff.

12) Thilo Hilpert, geb. 1915, war bis 1980 bei der GEWOGE, der Wohnungsbaugesellschaft der BASF als ihr technischer Leiter und Prokurist tätig. Er hat in dieser Zeit u. a. die „Pfungstweide“ realisiert. Er hatte in den 1930er-Jahren an der Bauschule in Kaiserslautern studiert, für Seeberger beim Bau von Flughäfen für Ernst Sagebiel, dann beim Bau des Volkswagenwerks in Fällersleben mitgewirkt; nach der Militärzeit 1939–45 zunächst bis 1951 in der DDR, wo er sich einer verantwortlichen Tätigkeit bei der Durchsetzung der „Sechzehn Grundsätze des Städtebaus“ entzieht. Ab 1951 bei Latteyer und Koch und Mitwirkung am Wiederaufbau in Ludwigshafen; Tankstelle Oggersheim 1952. Mehrere Jahre Vorsitzender der Photographischen Gesellschaft; hinterlässt 1983 ein bisher nicht publiziertes Werk preisgekrönter Fotografien.

13) Reyner Banham: *Theory and Design in the First Machine Age*. London. 1960. Deutsch: Ders.: *Die Revolution der Architektur. Theorie und Gestaltung im Ersten Maschinenzeitalter*. Hamburg 1964 (=rde 209/210).

14) Ebenda, S. 281.

15) Die 100 Schönsten. In: *Bauwelt* 1959, Heft 49 S. 1441 ff mit der korrigierenden Einschränkung, dass Objekt 9 ein Gemeinschaftsempfänger SK-42, Objekt 10 das Telefon 500, Objekt 18 ein Staubsauger der Firma Singer und Objekt 27 die zimmergroße Rechenmaschine IBM 305 waren.

16) Helmuth Plessner: *Verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Stuttgart 1959/1969.

17) *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Hamburg. 1961 (= rde 127).

18) Ebenda, S. 140.

19) *Öffentlichkeit und Privatheit als Grundformen städtischer Sozierung*. Anhang von Hans Paul Bahrdt. BASF. 1957. 16 Schreibmaschinenseiten.

20) Hans-Paul Bahrdt: *Die moderne Großstadt*. 1961. S. 38.

21) Frei Otto: *Die Stadt von morgen und das Einfamilienhaus*; Hans Paul Bahrdt: *Entstädterung oder Urbanisierung. Soziologische Gedanken zum Städtebau von morgen*. In: *Baukunst und Werkform*. Heft 12, 1956. S. 642 und S. 653. Redaktion: Ulrich Conrads, Darmstadt.

22) HPB: Ebenda, 1956. S. 636.

23) „Unsere Städte können ihre geschichtlich gewordene Struktur nur erhalten, wenn sie ihre Gestalt von Grund auf verändern.“ „Der Städtebau steht nicht vor der Frage, konservativ oder revolutionär zu sein. Er kann nur beides in einem sein.“

24) Aldo Rossi: *Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen*. Ital. 1966. *Bauwelt Fundamente* 41, 1973.

25) Martin Einsele/Marie Marcks: *Restnutzungswerte*. In: *Stadtbauwelt* 37, 30.3.1973, S. 11 ff.

26) Hannah Arendt: *Vita Activa, oder vom tätigen Leben*. München. 2007. Deutsch von: *The Human Condition*. Chicago. 1958, S. 28.

27) Hannah Arendt: *Vita Activa*. 1958. S. 323 „Das deutsche Wirtschaftswunder“.

28) Ebenda, S. 149, S. 150 f. „Waste economy“.

29) Max Bense: Vorwort zu: Louis Couffignal: *Denkmaschinen*. Stuttgart. 1955. S. 7 „Nicht die Erfindung der Atombombe ist das entscheidende technische Ereignis unserer Epoche, sondern die Konstruktion der grossen mathematischen Maschinen, die man ... gelegentlich auch Denkmaschinen genannt hat.“

30) Hannah Arendt: *Vita Activa*. 1958. S. 13.

31) Hannah Arendt: *Vita Activa*. 1958. S. 176.

32) Ebenda, S. 201, S. 209.

33) Thomas Assheuer: *Ernst Bloch – die Welt am Enterhaken*. In: *Die Zeit. Literatur*. 46/5.11.2009.

34) Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt. 1959. 3 Bde. Die Formulierung eigener Beiträge zu einer Utopie der Architektur finden sich vor allem im 2. Bd. S. 819 ff.

35) Ebenda, S. 861.

36) Ebenda, S. 871.

37) Karola Bloch: *Aus meinem Leben*. Pfullingen. 1981.

38) Ernst Bloch: *Das Prinzip*. 1959. S. 858.

39) Ebenda, S. 859.

40) Ebenda, S. 861 (Taut), S. 861, 869 (Le Corbusier), *Bauhaus* (860).

41) Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. 1959. S. 866.

42) Ebenda, S. 870.

43) Ebenda, S. 870.

44) WU, Siegfried Zhiqiang: *Sustainable Planning & Design for the World Expo 2010, Shanghai China*. Peking. 2010. ISBN 978-7-112-12477-0.

45) Siehe hierzu den Aufsatz: Thilo Hilpert: *The Utopias of a Blue Planet*. In: *Post-Oil City. The History of the City's Future*. Arch+ 2011. p. 10 ff.

46) Thilo Hilpert: *Die Funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe*. Braunschweig. 1978. (= *Bauwelt Fundamente* 48) In: Springer Book Archives ISBN 978-3-528-08648-0.



Themenüberblick 2013

Die Sommerakademie Architektur 2013 im Überblick

Zuhören, mitdenken, mitreden, ausprobieren – die Besucher der Sommerakademie Architektur waren im Juni 2013 zum zweiten Mal eingeladen, die Faszination von Architektur und Stadtplanung hautnah zu erleben. Wie arbeiten Architekten? Wie entwickeln sie ihre Ideen und Visionen? Wie unterscheidet sich die Herangehensweise an thematisch unterschiedliche Aufgaben?

In zweiten Jahr der Sommerakademie ging es unter dem Titel „Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum“ um die Architektur der Wirtschaftswunderzeit und ihre Weiterentwicklung im 21. Jahrhundert. Zu den drei Themenschwerpunkten arbeiteten Studierende und ihre Dozenten ausgewählte Projekte inhaltlich auf. Die Ergebnisse dieser Arbeiten wurden während der Sommerakademie Architektur in Workshops mit interessierten Teilnehmern diskutiert und weiterentwickelt. Am Abschlusstag präsentierten Studierende und Teilnehmer die Ergebnisse der Kreativprozesse vor einem großen Auditorium im Wilhelm-Hack-Museum.

In der Architektur ist ein Modell die dreidimensionale maßstabgerechte Umsetzung eines Entwurfs. Der Betrachter kann so die räumlichen Gegebenheiten und Zusammenhänge besser erkennen. Je nach Grad der Ausarbeitung werden Architekturmodelle mit unterschiedlichen Materialien hergestellt. Heute kann man Modelle mit speziellen Computerprogrammen erstellen und mittels 3-D-Druck mit Kunststoff- oder Gipspulver produzieren.

Fontane-Stifter-Siedlung: Wohnen als gesellschaftliche Aufgabe

Als eine der ersten Großsiedlungen nach dem Krieg entstand die Fontane-Stifter-Siedlung. Inzwischen ist sie in die Jahre gekommen und soll umfassend saniert und weiterentwickelt werden, um den heutigen Anforderungen zu entsprechen.

Master-Studenten der Fachhochschule Mainz nahmen sich mit ihrem Dozenten Professor Michael Spies unter diesem Gesichtspunkt der Siedlung an. Arbeitsgruppen entstanden, die sich unterschiedlichen Aspekten der Sanierung und Weiterentwicklung widmeten. Aus den besten Ideen entstand ein sogenannter Masterplan, der die Potenziale der Siedlung herausarbeitet.

Doch wie reagieren die Bürger und die Verantwortlichen der Stadt Ludwigshafen auf diese Ideen? Im Workshop zum Thema Wohnraum stellten sich Studierende und Dozenten den Fragen und kritischen Anmerkungen der Workshop-Teilnehmer.

Ob und wie viel sich von diesem Masterplan verwirklichen lässt, ist offen, denn die Gebäude der Fontane-Stifter-Siedlung sind im Besitz mehrerer Wohnungsbaugesellschaften und Immobilienträger, sodass eine Weiterentwicklung „aus einer Hand“ zwar wünschenswert, aber unwahrscheinlich ist. Die Kolonie befindet sich nach wie vor im Besitz der BASF und wird von Angehörigen des Betriebs genutzt.

Bismarckstraße und Bürgerhof: Der architektonische Raum und seine Ausgestaltungsmöglichkeiten

Die Bismarckstraße ist eine der ältesten Straßen Ludwigshafens. Sie beginnt am Berliner Platz und verläuft von dort in nördlicher Richtung bis zum Rathausplatz. Teile der Bismarckstraße sind heute Fußgängerzone und Einkaufsstraße.

Eine wichtige Rolle in der Weiterentwicklung der Innenstadt kommt einem Gebäude im mittleren Bereich der Bismarckstraße zu, das auf der Höhe des sog. „Knödelbrunnens“ die Fußgängerzone mit dem Bürgerhof verbindet. Diese Verbindung ist wenig sichtbar und attraktiv.

Eine spannende Aufgabe für die Bachelor-Studenten der SRH Hochschule Heidelberg und ihren Dozenten Professor Kenn Schwarzbart, die sich das Gebäude und sein Umfeld ansahen und Ideen für die Umgestaltung dieses wertvollen und wichtigen Stadtraums entwickelten. Vorrangiges Ziel war es, den Durchgang besser sichtbar zu machen und ihn attraktiver zu gestalten.

Im Workshop der Sommerakademie Architektur war neben kreativer Ideen das handwerkliche Geschick der Studierenden und Workshop-Teilnehmer gefordert. Innerhalb eines Tages entstanden Pläne und dreidimensionale Modelle, die maßstabgerecht die angedachte Lösung veranschaulichten. Sieben Lösungsvorschläge konnten die Studierenden am zweiten Veranstaltungstag dem Publikum präsentieren.

Innenstadt: Eine „Kulturmeile“ als innerstädtische Querverbindung?

Die zentralen Achsen der Ludwigshafener Innenstadt verlaufen in Nord-Süd-Richtung parallel zum Rhein. Für die Ausrichtung der Innenstadt hin zum Rhein wären somit akzentuierte Querverbindungen wichtig, die die Stadt mit dem Fluss verbinden. Eine dieser Achsen ist die Kaiser-Wilhelm-Straße, an der wichtige Kultureinrichtungen wie das Wilhelm-Hack-Museum und der Pfalzbau liegen. Welche Stationen könnte eine Kulturachse außer diesen beiden Einrichtungen noch umfassen? Wie könnte eine Kult-Tour hinunter zum Fluss aussehen? Welcher Aufwand wäre erforderlich, diese Wege zu beleben?

Die Teilnehmer des Workshops „Kulturraum“ machten sich auf Spuren- und Ideensuche entlang der Kaiser-Wilhelm-Straße und durch die Innenstadt.





Bestand Typ C

Neubau

Müll

Tiefgaragenaufgang

Gemeinschaftsbereich

Lager/
Geräteraum

Wohnraum

Weiterentwicklung des Wohnungsbaus am Beispiel der Fontane-Stifter-Siedlung



Die Fontane-Stifter-Siedlung.
Quelle: www.bing.com/maps, 25.01.2013



Die Siedlung mit ihrer variierten Anordnung von Zeilen zu Großfiguren steht durch die aufgelockerte und durchgrünte städtebauliche Struktur und ihrem Potenzial zur behutsamen Nachverdichtung in erkennbarem Kontrast zu der räumlichen Dichte der angrenzenden Quartiere. Quelle: M100_FFS_Broschüre, Seite 102: Abb. 3 | Lage der Fontane-Stifter-Siedlung in Ludwigshafen

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Einwohnerzahl von Ludwigshafen durch Kriegsheimkehrer und Flüchtlinge rasant an. Um dem akuten Wohnraummangel entgegenzuwirken, entstanden Großsiedlungen auf innerstädtischem Gelände.

Die Fontane-Stifter-Siedlung ist ein typisches Beispiel einer solchen Wohnsiedlung. Ihr Bau begann Ende der 1950er-Jahre, mit ihren Merkmalen ist die Siedlung jedoch in die Zeit der 1960er-Jahre einzuordnen. Prägend für ihr Gesicht ist der Geschosswohnungsbau, wobei der für die 1950er-Jahre typische strenge Zeilenbau hier bereits variiert ist und Vor- und Rücksprünge sowie Muster erkennbar sind.

Ebenfalls typisch für den Siedlungsbau der 1950er- und 1960er-Jahre ist das Fehlen eines Zentrums, beispielsweise in Form eines gestalteten Platzes. Großzügig bemessen sind hingegen die Grünflächen zwischen den Gebäudezeilen, denen jedoch eine klar zugeordnete Nutzung fehlt.

Die Wohnungen sind in ihrer Aufteilung typisch für die frühen 1960er-Jahre: Die Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnungen sind knapp geschnitten, reichten jedoch für den damaligen Platzbedarf einer Familie aus.

Zeitgemäße Angebote wie Wohnungen für Senioren und Behinderte, für Singles oder großzügig bemessener Wohnraum für Familien fehlen. Die Monotonie hinsichtlich der Wohnungsgrößen und -typologien verhindert heute eine bessere soziodemografische Durchmischung in diesem Quartier.

Abreißen oder modernisieren – hier gibt es kein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als-auch. Denn die Wohnungen der Fontane-Stifter-Siedlung sind bezahlbar – und das ist ein wichtiges Argument gegen den Abriss. Schließlich ist bezahlbarer Wohnraum in Städten heute eher die Ausnahme. Hinzu kommt, dass es in den Siedlungen ein funktionierendes soziales

Gefüge gibt, das bewahrt werden sollte. Unverändert so bleiben, wie sie ist, kann die Fontane-Stifter-Siedlung allerdings auch nicht. Denn aufgrund ihrer zentrumsnahen Lage bietet sie wertvolle Flächen für die Schaffung von Wohnraum für andere Bevölkerungsgruppen als derzeit in der Siedlung vertreten sind.

Eine Weiterentwicklung der Siedlung als Ganzes ist somit wichtig. Wie dies aussehen könnte, zeigen die Arbeiten der Studierenden der Fachhochschule Mainz. Sie haben gemeinsam mit ihrem Dozenten einen Masterplan mit zukunftsweisenden städtebaulichen Lösungen entwickelt. Dabei sind neben wohnungsbaulichen Aspekten auch Faktoren wie Verkehr, Grün- und Freiräume sowie die Verbesserung des infrastrukturellen Angebots, zum Beispiel für Senioren und Kinder, berücksichtigt. Detailpläne zeigen beispielhaft bauliche Lösungen, die der Fontane-Stifter-Siedlung ein zeitgemäßes, modernes Gesicht geben könnten.

Wohnungsangebot gestern und heute

Zwischen 1949 und 1978 wurden ca. 16,5 Millionen Wohnungen gebaut, etwa ein Drittel davon in den 1950er-Jahren. 10 Millionen Wohnungen finden sich in Siedlungen, deren Bau als sozialer Wohnungsbau öffentlich gefördert wurde. Zum Vergleich: 2010 belief sich der Bestand an bewohnten Wohnungen in der Bundesrepublik Deutschland laut Statistischem Jahrbuch auf rund 36 Millionen.



Sozialer Wohnungsbau

Staatlich geförderter Wohnungsbau, auch sozialer Wohnungsbau genannt, hat die Aufgabe, erschwinglichen Wohnraum für Menschen bereitzustellen, die auf dem freien Wohnungsmarkt aufgrund ihrer beschränkten finanziellen Mittel keine Wohnungen finden. Die Wohnungen werden nur unter bestimmten Auflagen vergeben, zudem sind die Mietpreise gedeckelt.

Die Fontane-Stifter-Siedlung und ihre Potenziale bei der Schaffung von Wohnraum im 21. Jahrhundert

Der Masterstudiengang „Integrierte Wohnungsbauentwicklung“ der Fachhochschule Mainz widmete sich im Wintersemester 2012/13 in seinem Jahresprojekt der in den 1960er-Jahren entstandenen Fontane-Stifter-Siedlung in Ludwigshafen. Ziel des Projektes war es, Empfehlungen für eine sozial verträgliche, angemessene und zukunftsfähige Entwicklung der Wohnungsbestände zu geben.

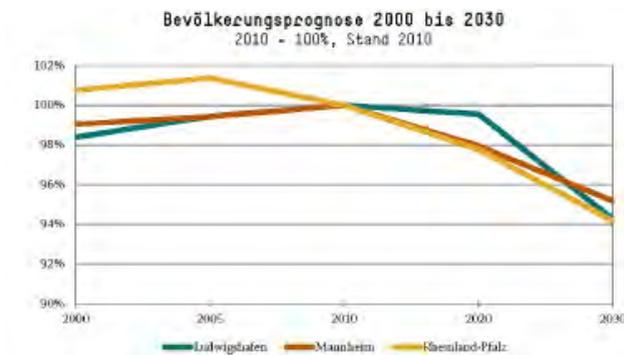


Die Studierenden des Masterstudiengangs Architektur der FH Mainz mit ihrem Dozenten Professor Michael Spies (dritter von rechts)

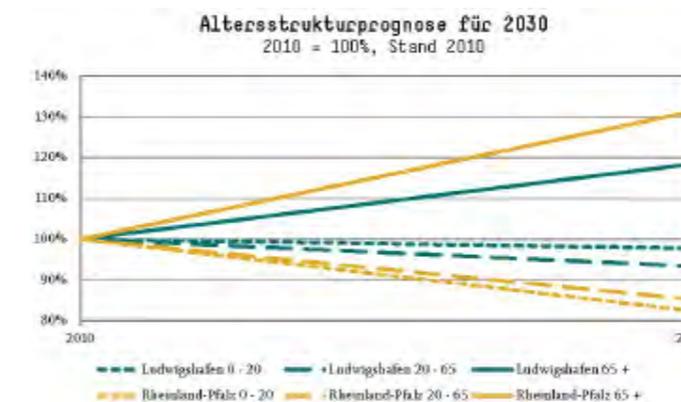
Sozialräumliche und städtebauliche Analyse

Die Studierenden analysierten zunächst die Demografie und Sozialstruktur Ludwigshafens und betrachteten danach die Siedlungs- und Wohntypologie der Fontane-Stifter-Siedlung. Darauf aufbauend entwickelten sie Ideen für eine nachhaltige und zukunftsfähige Weiterentwicklung der Siedlung.

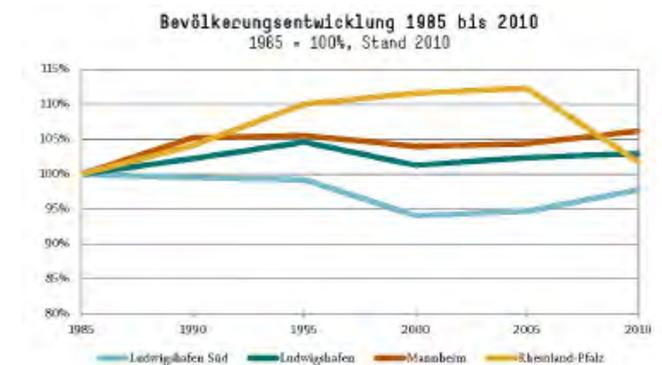
Die Bevölkerungsstruktur der Stadt Ludwigshafen zeichnet sich durch eine hohe Anzahl von Einpendlern aus, also Menschen, die in Ludwigshafen arbeiten, aber nicht wohnen. Bislang ist die Einwohnerzahl stabil, jedoch zeigen Prognosen der Bevölkerungsentwicklung ab 2020 einen Rückgang der Einwohnerzahl und einen Zuwachs der über 65-jährigen Einwohner auf.



Quelle: M100_Broschüre, Seite 28



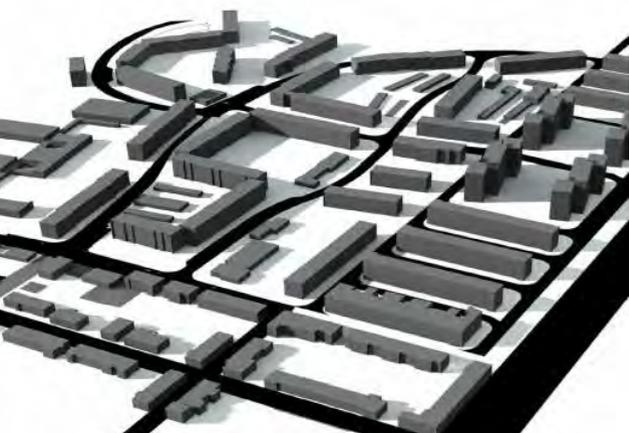
Quelle: M100_Broschüre, Seite 28



Quelle: M100_Broschüre, Seite 21



Aktuelle Bebauungsdichte der Fontane-Stifter-Siedlung. Quelle: Abschluss-Präsentation, Chart 11



Nachverdichtung

Die Nachverdichtung ist eine sinnvolle Alternative zur Schaffung neuer Wohnquartiere am Stadtrand. Auf bislang unbebauten oder teilbebauten Grundstücken, durch die Aufstockung von Gebäuden oder die Nutzung anderer Freiflächen entsteht wertvoller Wohnraum in gewachsenen Stadtteilen. Zugleich wird die vorhandene Infrastruktur besser genutzt.

Etwa 60 Prozent der in Ludwigshafen verfügbaren Wohnungen sind Drei- bis Vier-Raum-Wohnungen. In Ludwigshafen beträgt die durchschnittliche Haushaltsgröße 1,8 Personen; es gibt also viele Single- und Zweipersonenhaushalte, für die ein passendes Angebot fehlt. *Quelle: Statistischer Jahresbericht Ludwigshafen 2010*

Für den Workshop der Sommerakademie Architektur erarbeiteten die Studierenden beispielhafte Lösungen für eine grundlegende Bestandsentwicklung der Siedlung. Diese berücksichtigen die in den folgenden Handlungsfeldern genauer beschriebenen Planungsziele.

Stadtraum, städtebauliche Struktur

Aufgrund des steigenden individuellen Platzbedarfs, der Verstärkung unserer Gesellschaft und des daraus resultierenden steigenden Bedarfs an Wohnraum ist eine gemäßigte Nachverdichtung der Fontane-Stifter-Siedlung sinnvoll. Wichtige Aspekte hierbei sind

- » die Auflösung der baulichen Monotonie (Zeilen) durch eine größere Vielfalt an Baukörpern;
- » die Verbesserung der Raum- und Adressbildung;
- » die bessere externe Erschließung der Gebäude;
- » die Einrichtung von Barrierefreiheit;
- » das Angebot ergänzender Wohnformen und -typologien für eine bessere Durchmischung der verschiedenen Bewohnergruppen.

Wohnformen und Nutzerstruktur

Die veränderte Altersstruktur unserer Gesellschaft und ergänzende Lebensentwürfe zur traditionellen Familie erfordern andere Wohnformen, Wohntypologien und Wohnungszuschnitte. Hierzu gehören

- » Mehrgenerationenhäuser und gemeinschaftliche Wohnformen;
- » Senioren-Wohngemeinschaften und andere altersgerechte Wohnkonzepte mit integrierten Serviceangeboten;
- » Wohnungen für Singles, Paare und Familien mit Kindern;
- » barrierefreie oder barrierearme Wohnungsangebote;
- » Verbindung von Wohnen und Arbeiten.

Grün- und Freiflächen

Die Fontane-Stifter-Siedlung verfügt über ungenutzte gemeinschaftliche Grünflächen, die sich als Freizeit- und Erholungsbereiche gestalten oder in wohnungsbezogene Mietergärten umwandeln lassen. Gemeinschaftliche Aufenthaltsbereiche wie ein Quartiersplatz oder ein Quartiersgarten können zur Stärkung der Identifikation mit der Siedlung und zur Verbesserung der Nachbarschaften beitragen.

Verkehr

Die Verkehrsführung und Gestaltung des Straßenraums der Fontane-Stifter-Siedlung ist auf die heutigen Bedürfnisse anzupassen. Empfehlenswert ist

- » die Reduzierung der Flächen für Fahrverkehr;
- » die Unterbrechung von Fahrverkehrsverbindungen, zum Beispiel durch Stichstraßen;
- » die optische Hierarchisierung des Straßennetzes zum Beispiel durch verschiedene Straßenbeläge;
- » die Bündelung des Durchfahrtsverkehrs auf wenigen Straßen;
- » die Zusammenlegung bzw. Auflösung von Parkflächen am Straßenrand;
- » die Aufwertung und der Ausbau der Fuß- und Radwege;
- » der Anschluss an das übergeordnete Radwegenetz.

Soziale, kulturelle und kommerzielle Infrastruktur

Im Quartier fehlt ein zentraler Begegnungspunkt, der zum Verweilen einlädt und ein attraktives Angebot für Jung und Alt bietet.

Der Masterplan

Reichlich Diskussionsstoff im Workshop der Sommerakademie Architektur lieferte der im Folgenden beschriebene Masterplan. Diesen Lösungsvorschlag für die Sanierung der Siedlung erarbeiteten die Studierenden und ihre Dozenten auf Basis der bereits beschriebenen sozialräumlichen und städtebaulichen Analyse. Drei Unterpläne beschrei-

ben die im Masterplan zusammengefassten Lösungen für Bebauung, Grün- und Freiflächen sowie Verkehr im Detail.

Bebauung

Der Unterplan Bebauung stellt die empfohlenen Eingriffe in die bestehende Siedlungsstruktur dar und ergänzt den Masterplan um Details zu Gebäudeerschließung, der Geschossigkeit, den Abstandsflächen und der geplanten Nutzung der Gebäude.

Der Entwurf des Masterplans zeigt mit insgesamt 172.973,94 Quadratmeter Bruttogrundfläche ein Mehr von 18.100 Quadratmeter Bruttogrundfläche. Insgesamt sind rund 59.100 Quadratmeter an Neubau (Nachverdichtung bzw. Ersatzneubau) geplant, um eine größere Varianz an Wohnungstypen anzubieten. Ferner entstehen die Anpassungen der überwiegend kleinteiligen Bestandsgrundrisse im Geschosswohnungsbau, um eine größere Varianz an Wohnungsgrößen zu erreichen und die Erweiterung um barrierefreie Wohnungen zu ermöglichen. Ziel ist es, die Siedlung durch die



Masterplan (Broschüre, S. 178 und 179)



Neubauten um die Wohntypologien zu erweitern, die im Zuge der Bestandsanpassung nicht oder nur durch unverhältnismäßigen Aufwand zu realisieren wären. Zudem ist ein Zentrum für altengerechtes Wohnen mit Betreuungsangeboten vorgesehen. Mit einer moderaten Geschossigkeit von zwei bis fünf Etagen sind die Anforderungen an die Abstandsflächen gewährleistet.

Grün- und Freiflächen

Das Grünkonzept legt seinen Schwerpunkt auf die Nutzungszuweisung der bisher ungenutzten Freiflächen in private, halböffentliche und öffentliche Bereiche. Ziel ist es, Bezüge zu schaffen und das Wegesystem umzustrukturieren und zu hierarchisieren. Öffentliche Wegebeziehungen entstehen als Verbindung des Quartiers von Ost nach West. Sie verbinden die Schule mit den Sportanlagen und übergeordnet den Ebertpark mit dem Rhein.



Masterplan Grün, Broschüre Seite 172–173

Die vorhandene Bebauung wurde durch Ergänzungen räumlich definiert und zu Hofstrukturen ergänzt. Das Grünflächenkonzept definiert eine Zuordnung der öffentlichen und privaten Freiflächen. Innerhalb der Höfe befinden sich private Gärten niveaugleich zum Erdgeschoss, die direkt den Wohnungen zugeordnet werden können. In den Innenbereichen der Höfe haben die Flächen einen halböffentlichen Charakter und dienen der nachbarschaftlichen Begegnung.

Die nordwestliche Bebauung innerhalb der Ringerschließung bildet eine Ausnahme, hier entsteht eine Parklandschaft, in die punktuelle Stadthäuser eingebettet sind.

In der Siedlung entstehen drei neue öffentliche Plätze im Bereich vor der Heilig-Geist Kirche, in der südlichen Einfahrt von der Saarlandstraße in die Siedlung sowie im Zentrum der Siedlung. An diesem Platz sollen auch Läden für die Deckung des täglichen Bedarfs entstehen. Um die Aufenthaltsqualität zu erhöhen, werden die Plätze mit Stadtmöbeln und variantenreichen Bepflanzungen gestaltet.

Der vorher unübersichtliche Straßenraum wird durch seine geänderte Grüngestaltung gegliedert. Dies verbessert die Orientierung innerhalb der Siedlung. Der nicht zugeordnete und un-

Masterplan

Ein Masterplan ist ein Instrument der Stadtplanung. Er beinhaltet Vorschläge für die Weiterentwicklung ganzer Städte oder Stadtteile – entweder als Text oder als Planungszeichnung oder als Mischung der beiden.

gepflegte Bereich an der Straßenseite vor den Gebäuden wird durch die geänderte Parkplatzsituation reduziert. Die verbleibende Vorgartenzone wird durch neue Bepflanzungen wie Hecken und eine großzügigere Gestaltung der Eingangsbereiche mit Stadtmöbeln vom Straßenraum abgegrenzt und aufgewertet.

Verkehr

Die Erschließungsstruktur und die beiden Siedlungseingänge bleiben wie im Bestand erhalten. Lediglich die Georg-Büchner-Straße ist leicht versetzt, um Platz für neue Bauflächen südlich des Sportplatzes zu schaffen. Die dortige neue Zeilenbebauung dient als Lärmschutz gegen den Eisenbahnlärm. Als Sammelstraße der Fontane-Stifter-Siedlung ist die Georg-Herwegh-Straße nun in beide Richtungen befahrbar, der Bereich vor der Grundschule ist verkehrsberuhigt und abgestuft. Die Ludwig-Börne-Straße und die Fontanestraße verbleiben als Einbahnstraßen, gelten nun aber als verkehrsberuhigte Straßen.

Die zentral liegende Heinrich-Heine-Straße wird zur verkehrsfreien Fußgängerzone mit zwei Kreuzungen für den Fahrverkehr. Ihre Achse schließt an den nördlichen Radweg an und kann in einem zukünftigen Konzept mit dem südlich gelegenen Sportpark verbunden werden. Weitere Fuß- und Radwege sind in einer klareren Struktur als im derzeitigen Bestand vorgesehen. Die neuen Hauptwege beziehen sich auf den Eingang zur Grundschule und zur nördlichen Punktbebauung. Der Weg zum Hauptbahnhof wird ebenfalls stärker hervorgehoben.

Die oberirdischen Stellflächen sind markiert und damit geordneter. Die Georg-Herwegh-Straße und Georg-Büchner-Straße besitzen Stellflächen, die quer zur Fahrbahn liegen und Teile der ungenutzten halböffentlichen Grünflächen in Anspruch nehmen. Um die Fahrgeschwindigkeit in den verkehrsberuhigten Straßen zu reduzieren, sind die Längsstellflächen versetzt platziert. Aufteilungen der Stellflächen durch Grüninseln mit Baumpflanzungen lockern das Straßenbild auf. Zusätzliche Tiefgaragen mit in den Gebäuden integrierten Rampen entlasten die oberirdische



Masterplan Verkehr, Broschüre Seite 174–175

Parksituation und verbessern das optische Erscheinungsbild des öffentlichen Raumes.

Die Empfehlungen

Als Ergebnis ihrer Arbeiten formulierten die Studierenden des Masterstudiengangs Architektur der FH Mainz in Bezug auf die Fontane-Stifter-Siedlung in ihrer Abschlusspräsentation folgende Empfehlungen:

Stadtraum, städtebauliche Struktur

- » angemessene Nachverdichtung
- » Raumbildung durch Ergänzungsbauten schaffen
- » Wohnformen und -typologien erweitern

Wohnformen und Nutzerstruktur

- » Mischung von Alters- und Familienstrukturen
- » barrierefreies oder barrierearmes Wohnumfeld schaffen
- » Verbindung Wohnen und Arbeiten stärken

Grün- und Freiflächen

- » Verknüpfung der Freizeit- und Erholungsbereiche
- » Quartiersplatz als Begegnungsstätte einrichten
- » Aneignung der Grün- und Freiflächen ermöglichen

Verkehr

- » Rückbau der Verkehrsflächen
- » ruhenden Verkehr im Straßenbild reduzieren
- » Bündelung der Parkflächen (begrünte Parkpaletten)

Soziale, kulturelle und kommerzielle Infrastruktur

- » Jugendarbeit und Altenbetreuung wohnungsnah gestalten
- » Begegnungsstätten und Quartierszentrum schaffen
- » Nahversorgung für den täglichen Bedarf sichern

Szenarien und beispielhafte Einzelausarbeitungen

Szenario 1: Nachverdichtung und Hofbildung

In diesem Szenario schaffen ergänzende Gebäudeflügel und -zeilen eine größere Baudichte und Innenhöfe. Aus den neuen Baukörpern ergeben sich Ensembles aus Zeilen und Winkeln, die Hofstrukturen mit halböffentlichen und privaten Bereichen schaffen und die Adressbildung in den einzelnen entstandenen Blöcken stärken.

Ziel dieser Maßnahmen ist es, in dem stadtnahen Gebiet Urbanität und mehr Dichte durch innenstadttypische Hofstrukturen zu schaffen. Durch eine Neuorganisation des ruhenden Verkehrs entstehen neue Aufenthalts- und Grünflächen.

Das Szenario „Nachverdichtung und Hofbildung“ beschäftigt sich mit der Mischung der unterschiedlichen Wohnformen beziehungsweise Haushaltsgrößen in der Fontane-Stifter-Siedlung. Es besteht Bedarf an neuem Wohnraum für die Vielfalt der heutigen Wohn- und Lebensformen. Außerdem ist der Erhalt des Bestandes mit Sanierungs- und Umbaumaßnahmen sicherzustellen. Hier die fünf Vorschläge für die Bestandsanpassung der Zeilen und Neubau von Stadthäusern als Maisonette-Wohntypen. Durch die neuen zeilenartigen Baukörper wird der zuvor ungegliederte Hofbereich maßstäblich gefasst und den Wohnungen zugeordnet.

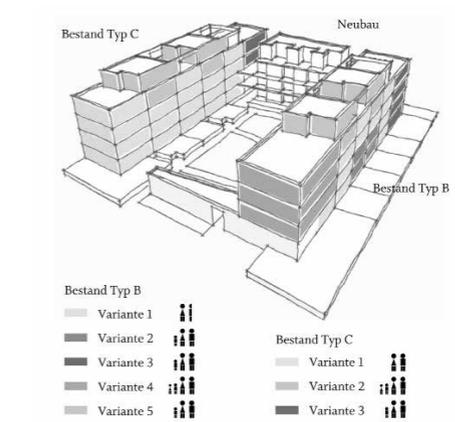
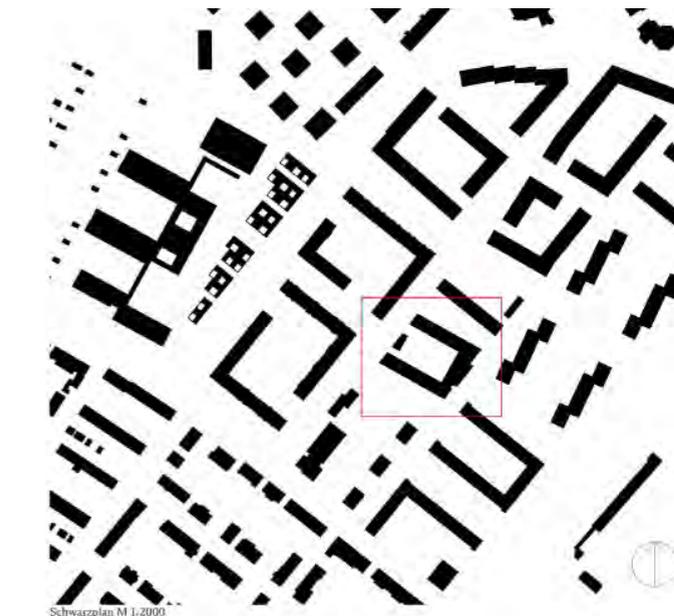
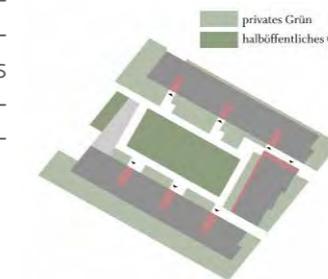
Beispiel 1.1: Hofbildung (Janine Acar)

Durch eine gezielte Nachverdichtung entsteht ein Wohnhof mit halböffentlichen, gemeinschaftlichen Flächen sowie einzelnen, den Wohnungen zugeordneten Privatgärten. Für ein breit gefächertes Wohnungsangebot sorgen kleinere Zwei-Zimmer- und größere Drei- bis Vier-Zimmer-Wohnungen sowie Maisonetten.



Um aus den zwei Zeilen einen räumlich gefassten Wohnhof zu schaffen, wird ergänzend ein auch dem Lärmschutz dienendes Gebäude eingefügt. Hier werden barrierearme Zwei-Zimmer-Wohnungen für Senioren sowie Drei-Zimmer-Maisonette-Wohnungen angeboten. Alle Wohnungen werden vom Wohnhof aus erschlossen.

Bei der Fassade der Bestandsgebäude bleibt die Struktur und Anordnung der Fenster erhalten, jedoch werden die Fensteröffnungen vergrößert. Neu vorgestellte Loggien mit größerem Freibereich strukturieren die lange Fassade. Zudem werden den Erdgeschosswohnungen Mietergärten zugeordnet. Die Gemeinschaftsfläche in der Mitte des Hofes wird neu gestaltet, um Platz für Kommunikation und nachbarschaftliche Begegnungen zu ermöglichen.



- | | |
|---------------|---------------|
| Bestand Typ B | Bestand Typ C |
| — Variante 1 | — Variante 1 |
| — Variante 2 | — Variante 2 |
| — Variante 3 | — Variante 3 |
| — Variante 4 | |
| — Variante 5 | |

Beispiel 1.2: Gemeinschaftlich Wohnen (Laura Sturm)

Der Entwurf „Gemeinsam statt einsam“ hat zum Ziel, durch die Bildung von gemeinsam genutzten Innenhöfen Gemeinschaften zu entwickeln. Die Höfe werden dabei durch Nachverdichtung der bestehenden Zeilenbebauung geschaffen.

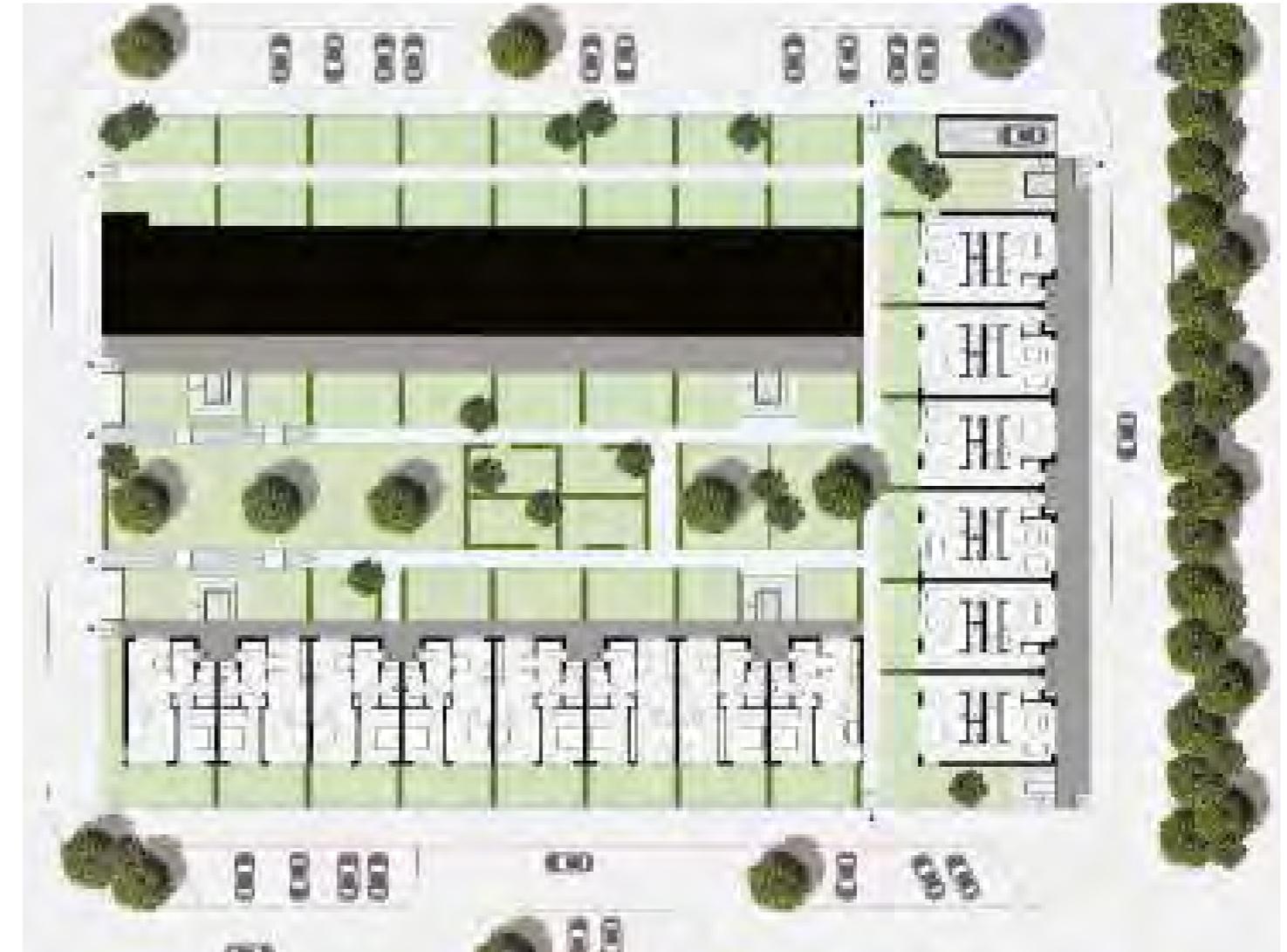
Der Entwurf sieht den Abriss der vorderen Häuser- und Ladenzeile vor, die durch eine neue Hauszeile mit Laubengängerschließung ersetzt wird. Zusätzlich ist eine Lärmschutzbebauung zur Saarlandstraße hin geplant.

Zusammen mit der noch vorhandenen Wohnhauszeile entsteht ein Hof mit Mietergärten und Gemeinschaftsbereichen. Alle Häuser werden mit einer barrierefreien Laubengängerschließung ausgestattet, die die Kommunikation zwischen den Mietern verbessern hilft.

Insgesamt entstehen 40 neue Wohneinheiten aus ganz unterschiedlichen Wohnungstypen und -größen, um eine Durchmischung der Bewohnerschaft zu gewährleisten. Viele der Wohnungen sind durch die offene Grundrissgestaltung individuell ausbaubar.



Schwarzplan Bestand inkl. Entwurf M 1:2000



Beispiel 1.3: Offene, durchgrünte Blockstruktur (Susanne Rachor)

Durch Nachverdichtung der drei Bestandzeilen um einen vierten Gebäuderiegel in Richtung Georg-Herwegh-Straße kommt es zu einer offenen Blockstruktur mit grünem Innenhof. Dieser ist für gemeinschaftliche Nutzungen vorgesehen. Es werden differenziert gestaltete Grünfelder in Form von Holzdecks, einer Spielwiese, Mietergärten oder Pflanzbeeten geschaffen.



Über die Grünfelder legt sich ein Wegenetz, das die privaten Freibereiche, die sich um den Hof gruppieren, mit dem Gemeinschaftsgrün verbindet. Eine Laubengängerschließung schafft eine großzügige Vorzone vor den Wohneingängen. Die Grundrisse sind umgestaltet und bieten den verschiedenen Nutzergruppen angepassten Wohnraum. Jede Wohnung verfügt über einen privaten Freibereich in Form eines Gartens, eines Balkons, einer Loggia oder einer Dachterrasse.



Beispiel 1.4: Raumbildung und Nachverdichtung und Maisonette-Wohnungen (Julia Höhn)

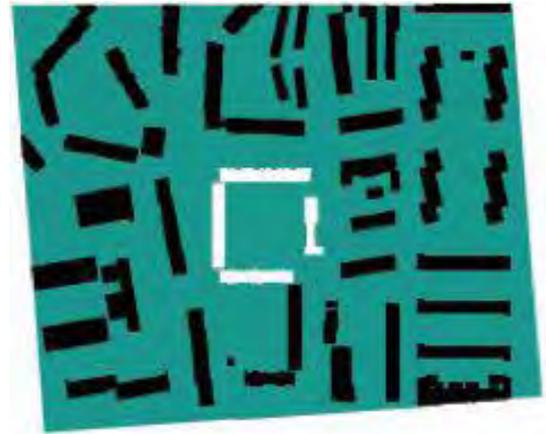
Der Vorschlag sieht eine Verdichtung der zwischen den Zeilen liegenden Grünfläche durch gestapelte Maisonette-Wohntypen vor. Hierfür werden Garagen und Überbauten der Durchgänge entfernt, danach wird der Hof mit einer Tiefgarage bis zum Erdgeschoss aufgefüllt, wodurch die Wohnungen einen Gartenzugang erhalten. Maisonette-Wohntypen als „gestapelte Reihenhäuser“ sollen danach den Hof räumlich schließen.

Eine zusätzliche Zeile kann zur späteren Nachverdichtung eingefügt werden.

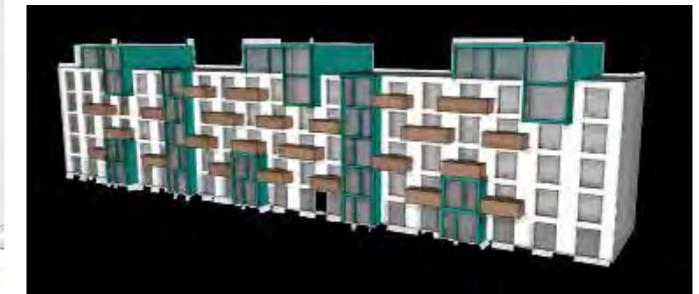
In der vorhandenen Zeilenbebauung ermöglichen offene Wohn-Essbereiche das Durchwohnen der gesamten Gebäudetiefe. Der Anbau von Wintergärten sorgt für eine Erweiterung der Wohnfläche. Insgesamt sind acht Wohnungstypen in den drei Zeilen vorgesehen, sodass letztlich hier 109 Wohneinheiten zur Verfügung stehen.

Der Baukörper wird durch An- und Aufbauten ergänzt. Dadurch erhält die langgestreckte Fassade eine markante Struktur. Die Balkone und Wintergärten durchbrechen die gleichförmige Anordnung der Fenster und tragen zu einer lebendigeren Erscheinungsform der Fassade bei.

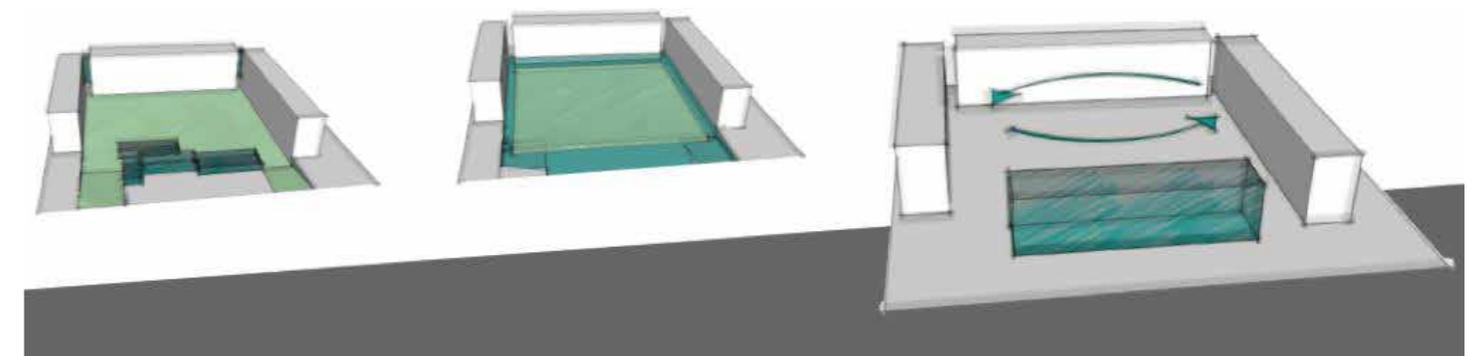
Der Wohnbaukörper der „gestapelten Reihenhäuser“ im Innenhof ist bewusst als geschlossener, zeilenartiger Baukörper gestaltet. Durch Rücksprünge erhalten Eingangsbereiche und Terrassen der Reihenhäuser ausreichend Privatsphäre. Insgesamt entstehen durch die Nachverdichtung 28 weitere Wohneinheiten.



Lage des ausgewählten Bereichs in der Fontane-Stifter-Siedlung

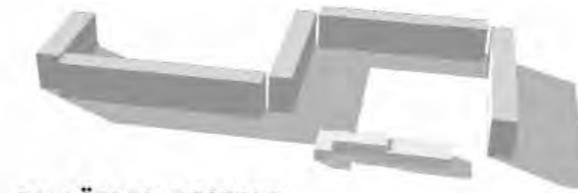


Umbau der vorhandenen Zeilenbebauung

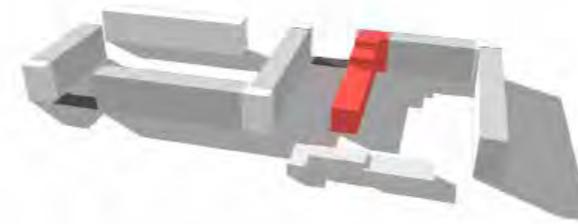


Beispiel 1.5: Geschosswohnungsbau und Stadthäuser (Simone Uhrig)

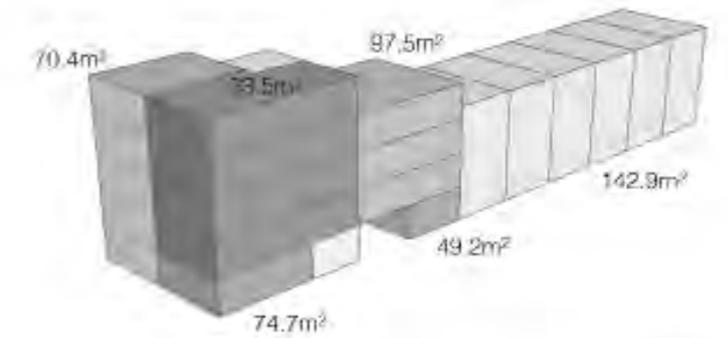
Durch Ergänzungen und Rückbau wird die bestehende Zeilenstruktur aufgelöst und in zwei Höfe gegliedert. An den bestehenden Geschosswohnungsbau sind dreigeschossige Stadthäuser angefügt, sodass eine Erweiterung des Wohnungsspektrums und Wohnraum für unterschiedliche Haushaltsgrößen entsteht.



BAUKÖRPER BESTAND



BAUKÖRPER NEUBAU



WOHNUNGSVERTEILUNG

Szenario 2: Neue Wohnformen und Quartiersplatz

In der Fontane-Stifter-Siedlung fehlt es aktuell an attraktiven Plätzen mit Ladengeschäften und anderen für die Infrastruktur wichtigen Einrichtungen, an denen sich die Bewohner treffen können. Durch bauliche Veränderungen und Anpassungen ist es möglich, solche Räume zu schaffen und zugleich neue Wohntypologien in die Siedlung zu integrieren.

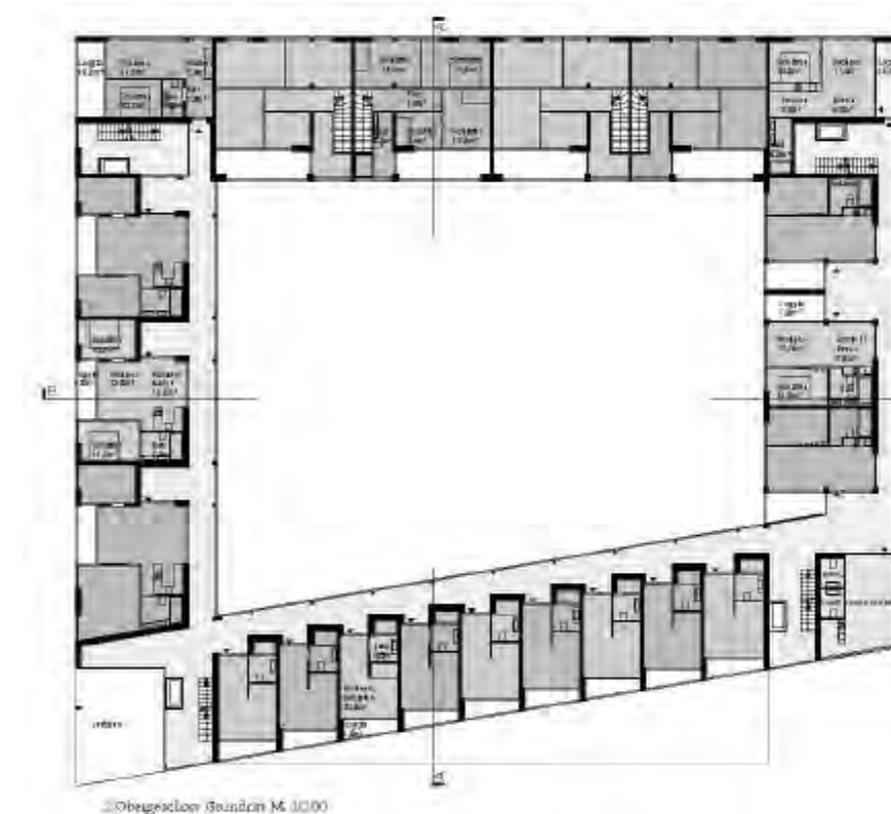


Beispiel 2.1: Neuer Quartiersplatz mit Mehrgenerationenwohnhaus (Michael Hennings)

Das blockartige Gebäude nimmt die Raumkanten der benachbarten Gebäude auf und schafft durch Vorsprünge neue Raumsituationen. Ein Rücksprung zum Platz lässt eine öffentliche Durchgangszone sowie eine ruhigere Zone entstehen, die dem Stadtteilraum und den Läden im Erdgeschoss als Aufenthaltszone dienen.

Die Höhe des Baukörpers fügt sich in die Umgebung ein und lässt den achtgeschossigen Wohnbauten ihre Solitärstellung. Ein eingeschossiges durchlässiges Gebäude schließt den Platzraum ab und definiert eine lockere Abtrennung zwischen Hochhäusern und niedrigerem Wohnquartier.

Das kompakte, trapezförmige Wohngebäude stellt einen geschlossenen Block mit Innenhof dar. Durch unterschiedliche Wohnungstypen und -größen an jeder Blockseite wird ein vielfältiges und generationenübergreifendes Wohnungsangebot in einem Baukörper geschaffen.

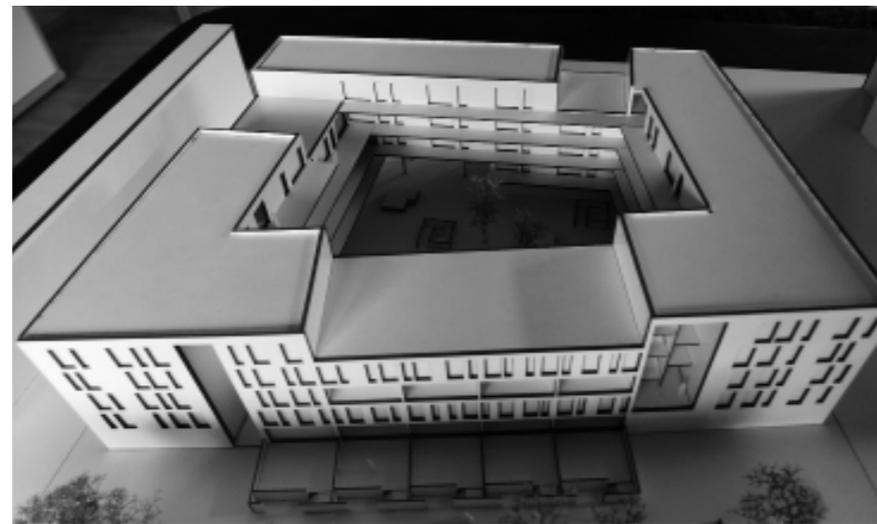


Beispiel 2.2: Rückbau und Neubau durch Stapelmaisonette (Marc Nehrbaß)

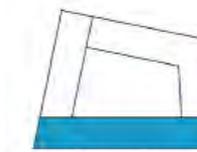
Verschiedene Wohnformen für drei unterschiedliche Nutzergruppen, das ist die Grundidee eines Gebäudes mit etwa 52 Wohneinheiten. Familien, kinderlose Paare, Singles und ältere Menschen können hier unter einem Dach leben.

Um ein generationenübergreifendes, gemeinschaftliches Wohnen zu ermöglichen, sind in dem Gebäude Gemeinschaftsräume, ein großer Veranstaltungsraum, ein Hobbywerkraum und ein Fahrradparker mit integrierter Werkstatt eingeplant, außerdem eine Arztpraxis.

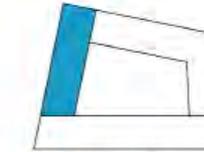
Der Hauptzugang zum Hof orientiert sich zu dem neu entstandenen Platz und ist so großzügig gestaltet, dass Platz und Hof ineinander übergehen. Darüber hinaus gibt es zwei kleinere Zugänge.



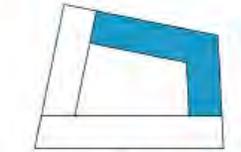
Bewohnerstruktur



Familienwohnen



Paare/Singles



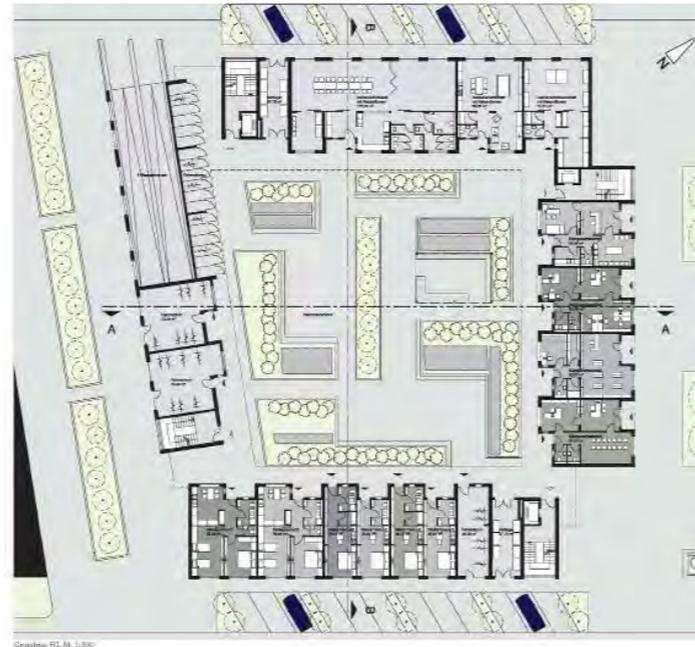
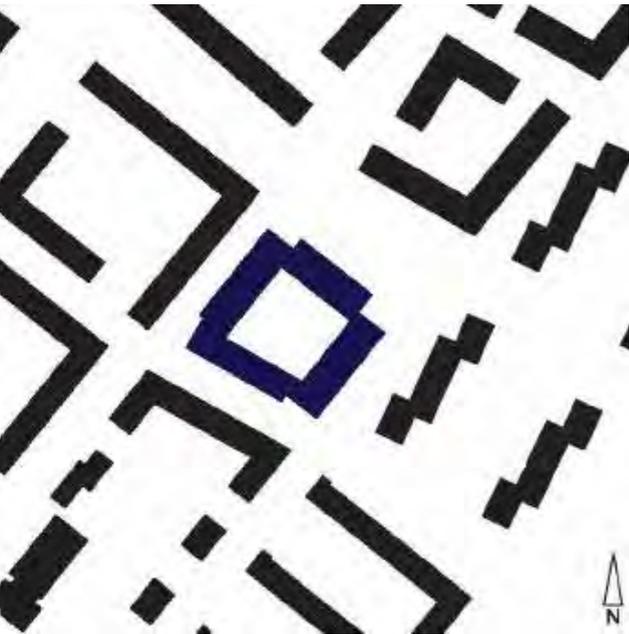
Ältere Menschen



Beispiel 2.3: Rückbau und Neubau Mehrgenerationenhaus (Michael Nierobisch)

Das hier konzipierte Mehrgenerationenhaus mit 45 Wohneinheiten ist für ca. 120 Bewohner angelegt. Drei Wohnungsmodulare mit unterschiedlichen Größen, vom Einpersonenhaushalt bis zum mehrköpfigen Familienhaushalt, sind für die verschiedenen Nutzergruppen vorgesehen.

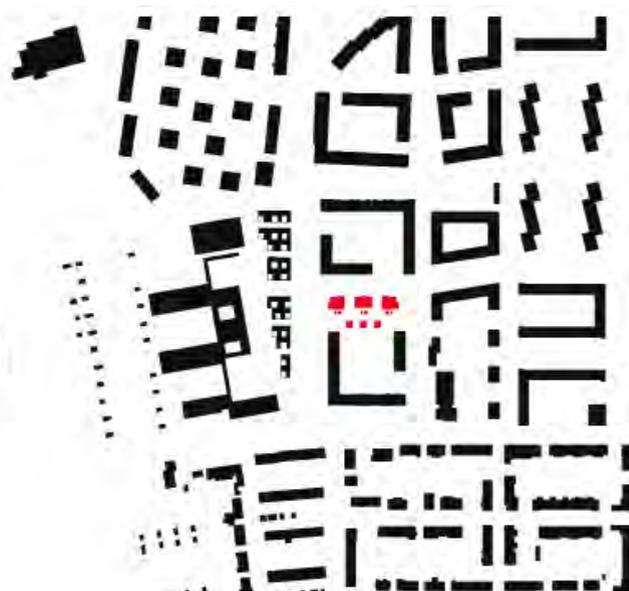
Alle Wohneinheiten sind durch Aufzüge und Laubengangerschließungen barrierefrei erreichbar, ein Teil der Wohnungen ist rollstuhlgerecht geplant. Die Wohnungszuschnitte erlauben ein hohes Maß an Flexibilität bis hin zur Zusammenlegung von Wohnungen. Diese Flexibilität ermöglicht es, dass die Bewohner über verschiedene Lebensphasen hinweg hier leben können und so ein Zusammenwachsen der Nachbarschaft möglich ist.



Szenario 3: Teilrückbau und Bestandsentwicklung

Das Augenmerk des Szenarios „Teilrückbau und Bestandsentwicklung“ liegt auf der Neustrukturierung der langen Zeilen, die in Einzelhäuser aufgeteilt werden. Durch diese Entdichtung entsteht eine Neuordnung der baulichen Struktur mit durchlässigeren Grün- und Freiräumen.

Der nord-östliche Teil der Siedlung wird fast vollständig zurückgebaut und bietet so Platz für freistehende Stadthäuser (siehe Szenario 5). Die Grünflächen werden, soweit möglich, in private Grünbereiche umgewidmet. Außerdem entstehen halböffentliche, von Wohnwegen durchzogene Grünanlagen.



Beispiel 3.1: Teilrückbau einer Zeile für Familienwohnen (Andreas Kolesnikow)

Durch die Auflockerung der schmucklosen Zeilen entstehen drei freistehende fünfgeschossige Wohngebäude. Hierfür werden einzelne Segmente aus der Zeile herausgeschnitten. Der Altbestand wird bis auf die Haupttragstruktur entkernt, alle Wohnungen sind durch einen neu angeordneten außenliegenden Aufzugs- und Treppenkern barrierefrei erschlossen. Familien mit ein bis drei Kindern finden hier Einfamilienhaus-ähnliche Wohnbedingungen mit ausreichend Platz. Den Erdgeschosswohnungen sind außerdem großzügige Gärten zugeordnet. Für die restlichen Wohnungen sind private Gärten in unmittelbarer Wohnungsnähe vorgesehen.

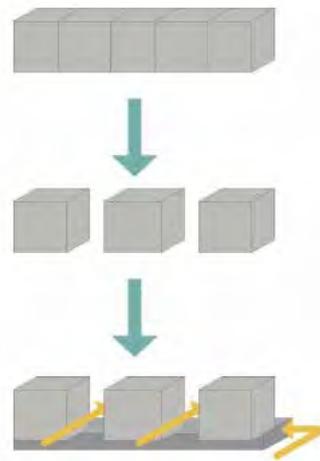


Beispiel 3.2: Auflösung einer Zeile in Einzelgebäude (Maria Ramos Chavarin)

Der Plan sieht den Teilabriss einer durchgängigen Zeile vor, wobei die verbliebenen Einheiten danach zur Straßen- und Gartenseite hin erweitert werden. So entsteht zum Teil barrierefreier Wohnraum für drei bis fünf Personen. Das Deck der Tiefgarage lässt sich zur Hofseite als begrünte Gemeinschaftsterrasse nutzen. Die Eingangssituation ist großzügiger gestaltet und verbessert die Adressbildung.



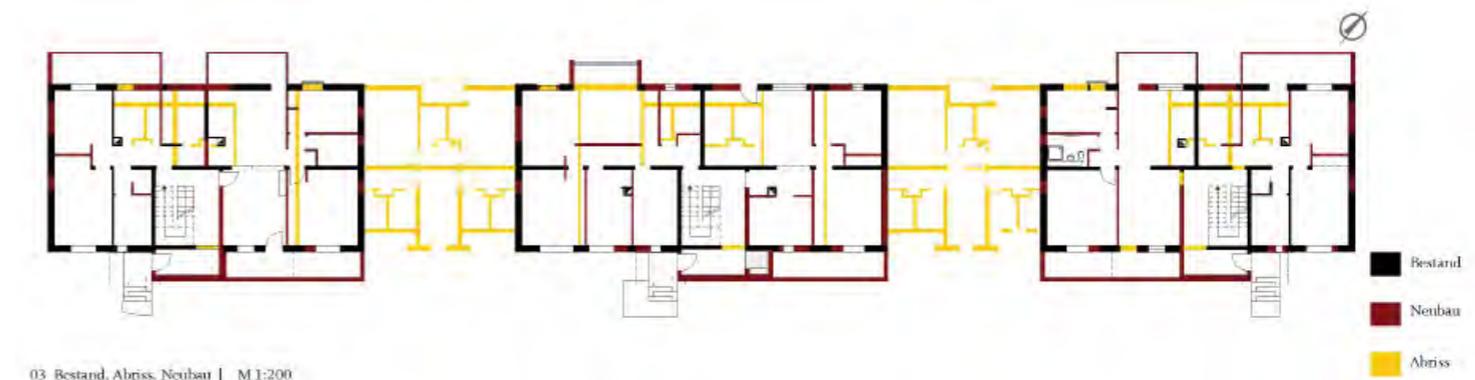
04 | Schwarzplan | M 1:5000



09 | Südostansicht | M 1:200



10 | Nordwestansicht | M 1:200

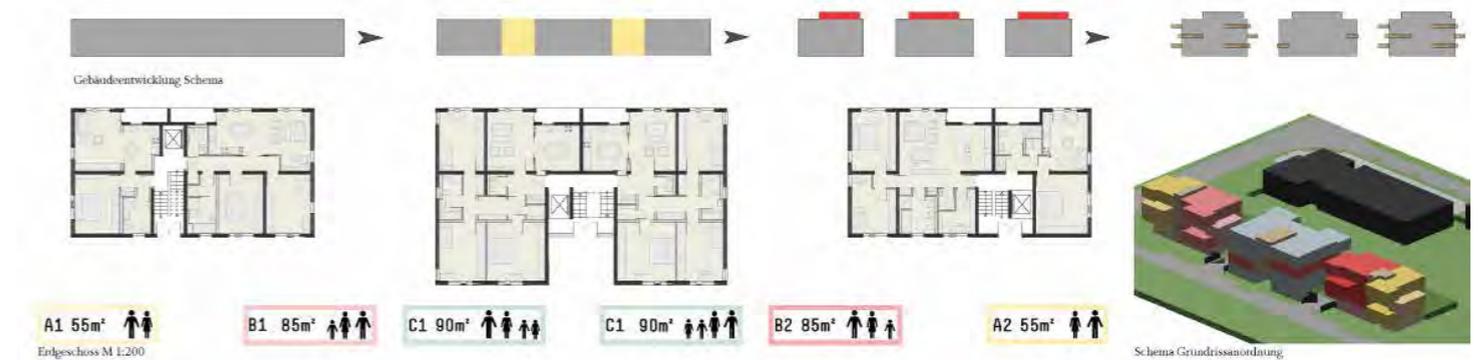


03 Bestand, Abriss, Neubau | M 1:200

- Bestand
- Neubau
- Abriss

Beispiel 3.3: Teiltrückbau einer Zeile (Tina Pomorin)

Bei diesem Entwurf wurde die bestehende Wohnzeile durch gezielten Teiltrückbau in drei Segmente geteilt. Dies schafft größere Grundrisseinheiten, die den heutigen Ansprüchen an zeitgemäßes Wohnen entsprechen.



Grundrisse von 55 (gelb), 85 (rot) und 90 (grau) Quadratmetern sind durch neue Grundrisstypologien möglich.

Szenario 4: Stadthäuser und Grünzone

Die Aneinanderreihung von Zeilen in Form sogenannter Mäander erschwert die Blick- und Wegebeziehungen in der Fontane-Stifter-Siedlung. In diesem Szenario werden die Zeilen daher aufgelöst und so ergänzt, dass offene, durchgrünte und durchlässigere Strukturen entstehen. Die freistehenden Baukörper werden jeweils um einen Erschließungsplatz in einer parkartigen Grünzone gruppiert und ergänzen die Siedlung um andere, bislang nicht vorhandene Wohntypologien.

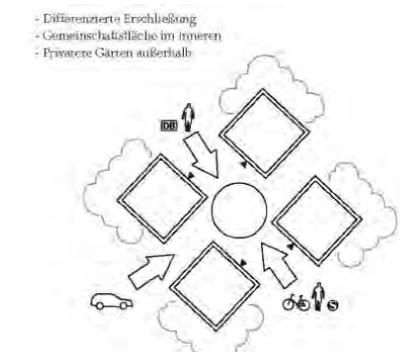
Einzelarbeitung von Steffen Wessler



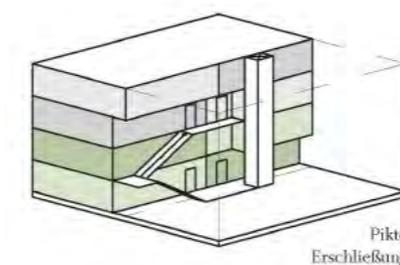
Als neue Baukörper sind viergeschossige, quadratische Bauten für jeweils acht Maisonette-Wohnungen vorgesehen.



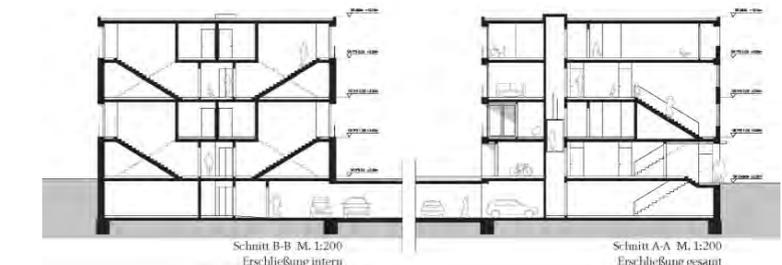
Handzeichnung Ensemble



Gemeinschaftliche Erschließungsbereiche fördern das nachbarschaftliche und familiäre Miteinander. Die einzelnen Wohneinheiten sind so miteinander verwoben, dass die gemeinschaftlich genutzten Räumlichkeiten tendenziell nach Süden ausgerichtet sind, die Individualräume hingegen nach Norden. Gegenläufig angeordnete einläufige Treppen erschließen die jeweils zweigeschossigen Wohnungen im Innern. Die Fassade spiegelt die Gebäudezerteilung wider. Die unterschiedlichen Gebäudezonen werden ablesbar durch die offene, transparente Fassade im Kontrast zur Lochfassade, die mit vertikalen Holzlamellen zu einer Einheit zusammengefasst wird.



Pikto Erschließung



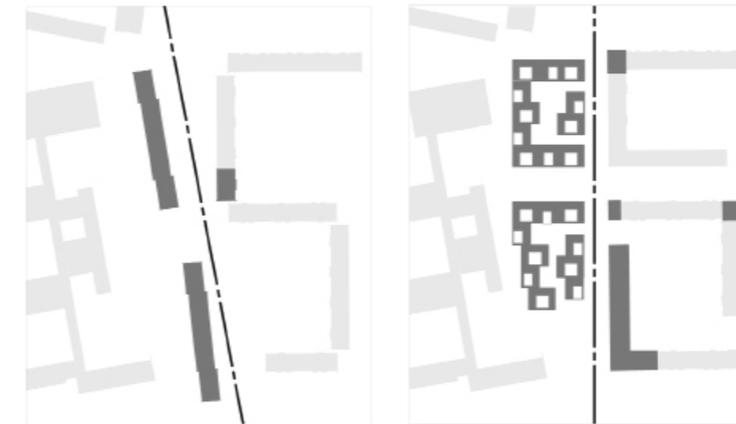
Szenario 5: Rückbau von Zeilen und Neubau von Patiohäusern

Das Besondere an diesem Szenario ist der Ersatz von kleinteiligen Geschosswohnungen in Zeilenbauweise durch städtische, hochverdichtete Einfamilienhäuser als neue Gebäudetypologie im Bestand der Siedlung. Weitere Merkmale sind die Bildung von ruhigen Innenhöfen als Naherholungsflächen und Mietergärten, die Schaffung von barrierefreien und barrierearmen Wohnungen sowie ein breites Angebot an Wohnungstypologien.

Einzelausarbeitung von Desiree Rothenbücher



Das Baugrundstück befindet sich in der Nachbarschaft zur Albert-Schweitzer-Schule. Durch Abriss der bestehenden Zeilen und einer anderen Ausrichtung vergrößert sich die bebaubare Fläche und optimiert die Straßenführung.



Bestand | Abriss

Neuplanung

Der Bau von Patiohäusern ermöglicht eine introvertierte Hofbildung nach innen und die Schaffung einer überschaubaren Nachbarschaft. Die Gebäudegruppe stellt sich als eigenständige und kleinteilige Gebäudestruktur innerhalb der Zeilenbebauung dar. Die Erschließung der Wohnhöfe erfolgt über zwei Zugänge von der Straßenseite. Von hier aus sind die Gebäude über differenziert abgestufte öffentliche, halböffentliche und private Bereiche zugänglich.

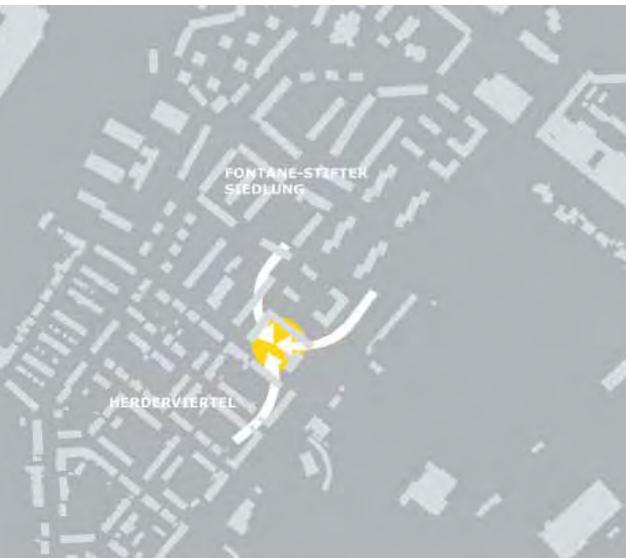
Die Grundrisstypen sind modular und vielfältig kombinierbar. Das U-förmige Hofhaus hat eine größere Grund-

fläche und ist besonders für Familien geeignet. Der L-Typus ist für Einzelpersonen und Paare gedacht. Zudem sind die einzelnen Grundrisstypen durch Aufstockung variabel erweiterbar. Da die Fensterflächen ausschließlich zum Innenhof ausgerichtet sind, ist ein Anbauen von allen Außenseiten möglich. So kann eine sehr dichte Bebauung mit hohem Grad an Privatheit erreicht werden.



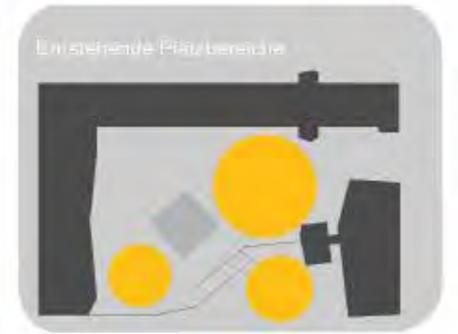
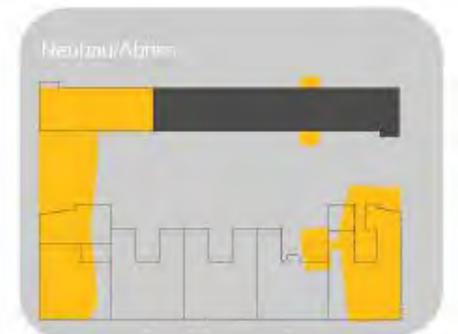
Szenario 6: Punktwohnhaus und Stadtplatz

Aktuell fehlen der Fontane-Stifter-Siedlung ein attraktiver Eingang und eine gelungene Verknüpfung mit angrenzenden Wohnvierteln. Durch den Rückbau des vorhandenen Bestandes an der Ecke Stifterstraße ist es möglich, beiden Anforderungen gerecht zu werden.



Einzelausarbeitung von Nils Kaufmann

Als Verknüpfungspunkt zwischen der Fontane-Stifter-Siedlung und dem angrenzenden Viertel wird an der Ecke Stifterstraße durch Rückbau des kleinteiligen Bestandes der Ladenzeile ein großzügiger Platz vorgelagert. Das neue Versorgungszentrum soll die beiden Siedlungen enger miteinander verbinden und Nachbarschaften stärken. Das achtgeschossige Wohngebäude markiert aufgrund seiner Höhe den Platz zur Saarlandstraße und schafft einen sichtbaren und zeichenhaften Zugang in die Fontane-Stifter-Siedlung.





Stadtraum

Das Projekt

Der SRH Hochschule Heidelberg ist es wichtig, die Kompetenzen der Studierenden und Absolventen optimal zu fördern und zu entwickeln. Hierfür hat die Hochschule im Jahr 2012 ihr Lehrangebot inhaltlich ausgeweitet und didaktisch optimiert. Die Einführung des CORE-Prinzips (Competence Orientated Research and Education) in die Lehre an allen Fakultäten unterscheidet das Angebot der SRH Hochschule von dem anderer Hochschulen. In fünfwöchigen Einheiten, sogenannten Modulen, mit jeweils einem thematischen Schwerpunkt steht das aktive, eigenverantwortliche und interdisziplinäre Lernen und Arbeiten im Zentrum.

Im ersten Studienjahr des Bachelorstudiums der Architektur an der SRH Hochschule Heidelberg behandelt ein Modul thematisch den architektonischen Raum, seine Konkretisierung und vielfältige Erfahrbarkeit und Anwendung in der Umwelt. Grundwissen für dieses Modul legen die Fächer Stadtbaugeschichte und -gestaltung, Theorien des Raumes sowie Experimente am Modell, die die Wahrnehmung schulen und die analytischen Fähigkeiten der Studierenden verbessern.

Der Abschluss dieses fünfwöchigen Kurses fand 2013 erstmalig außerhalb der Hochschule statt und war in die Sommerakademie Architektur eingebettet. Diese beschäftigte sich im Rahmen des Themas „Stadttraum“ mit sogenannten „untergenutzten Räumen“. Dies bot den Bachelor-Studierenden vielschichtige Gelegenheit, schon erworbenes Wissen anzuwenden und zu vertiefen.

Zunächst führte ein Architekturspaziergang zu wichtigen Situationen im Stadtzentrum Ludwigshafens. Dieser Spaziergang sensibilisierte die Studierenden für den Ort und schloss mit der Besichtigung des vorgesehenen Arbeitsbereiches Bismarckstraße/Amtsstraße ab.



Professor Kenn Schwarzbart
SRH Hochschule Heidelberg

Im Anschluss an den Spaziergang bezogen die Studierenden die Arbeitsplätze im Foyer des Wilhelm-Hack-Museums. Dort arbeiteten sie an vorbereiteten Modellen zu individuell erkannten räumlichen Problemen im Bereich der Fußgängerzone Bismarckstraße/Bürgerplatz. Hierbei gab es keinerlei Reglementierung der Ansätze und Arbeitshypothesen.

Das Interesse der anwesenden Öffentlichkeit, die Anregungen und Reaktionen wie auch die Diskussion der aufgeworfenen Fragen innerhalb der Teams und mit den Besuchern des Workshops beanspruchte einiges an Energie in der knappen Bearbeitungszeit. Die Konfrontation mit dieser Situation war eines der Kernanliegen, die mich als Dozenten zur Teilnahme an der Veranstaltung bewogen hatte.

In einer lebhaften Arbeitsatmosphäre entstanden sieben interessante Einzelbeiträge, die die Studierenden über Nacht vollendeten und visualisierten. Das Spektrum reichte von praxisnahen über künstlerische bis zu eher utopischen Ansätzen. Für die Abschlussveranstaltung der Sommerakademie Architektur führten die Studierenden ihre Ergebnisse zu Präsentationen zusammen und stellten diese in eindrucksvoller Weise am zweiten Tag der Veranstaltung im Museumsauditorium vor. Hierfür delegierte jedes Team ein Mitglied, das die Herangehensweise und die Arbeitsergebnisse der Gruppe vorstellte und Fragen aus dem Publikum beantwortete.

Unter den Augen der interessierten Öffentlichkeit sammelten die am Workshop Mitwirkenden ihre ersten Arbeitserfahrungen in fremder Umgebung. Sie erweiterten ihre Wahrnehmung und Fähigkeiten, praktizierten Gruppenarbeit und organisierten selbst ihre Projektarbeit. Aus der Teilnahme zogen sie – ganz im Sinne des CORE-Konzeptes – wertvolle berufsspezifische Erkenntnisse und hatten zudem noch Spaß dabei. Die Teilnahme an der Sommerakademie war insgesamt eine Bereicherung und hat sich für alle Beteiligten gelohnt.

Die Situation vor Ort

Von der Bismarckstraße gibt es einen Durchgang in Richtung Bürgerhof, den es galt, sichtbarer zu machen und attraktiver zu gestalten.



Was ist ein Raum?

Räume entstehen durch die Addition von mindestens zwei räumlichen Flächen. Sie unterscheiden sich durch ihre Dimension, Umriss, Form und Umgrenzung, Oberflächen und Raumöffnungen bzw. den Grad der Umschließung.



- 1 Bismarckstraße mit „Knödelbrunnen“ und Durchgang zum Bürgerhof. Quelle: Präsentation Triumph
- 2 Durchgang zwischen Bismarckstraße und Bürgerhof. Quelle: ARC5
- 3 Blicke auf den Durchgang aus der Perspektive des Bürgerhofs. Quelle: ARC4U (3), KRAS (4)
- 4 Blick von der Amtsstraße auf das Gebäude in der Bismarckstraße, in dem sich der Durchgang zum Bürgerhof befindet. Der Durchgang ist nicht erkennbar. Quelle: Präsentation Team „Cut“

Beitrag der Gruppe Triumph

Unsere Aufgabe bestand darin, den Durchgang zwischen Bismarckstraße und Bürgerhof ansprechender zu gestalten. Nach einer Analyse der Situation vor Ort kamen wir zu dem Entschluss, nichts vom Gebäude abzureißen, um so alle Wohnungen und Geschäfte zu erhalten.

Um den unauffälligen Durchgang besser sichtbar zu machen, haben wir durch minimale Eingriffe versucht, die Situation zu verbessern. Hierzu gehören die Renovierung der Fassade und das Verschieben der Bäume und Sitzbänke hin zum Durchgang, die ihn auf diese Weise flankieren. Den Durchgang selbst möchten wir durch eine attraktive Wandverkleidung, eine lebhaftere Farbgestaltung und Beleuchtung aufwerten. Diese Maßnahmen sowie eine leichte Aufweitung machen ihn für Passanten auf der Bismarckstraße besser sichtbar.

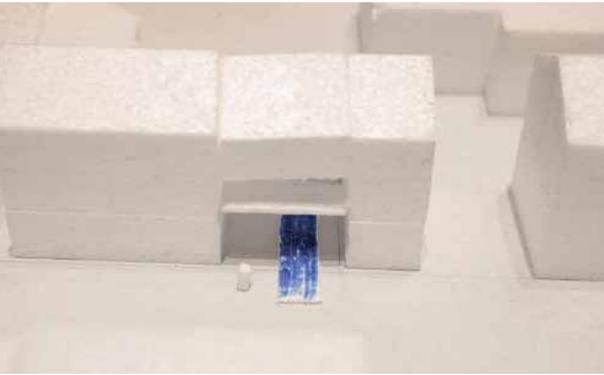
In der Bismarckstraße haben wir Bäume und Bänke so platziert, dass der Durchgang nicht verdeckt wird. In Kombination mit der behutsamen Sanierung erzeugen wir so größere Aufmerksamkeit und eine belebende Spannung.



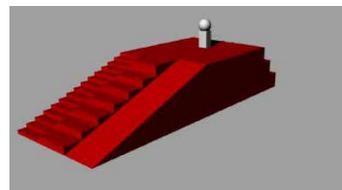
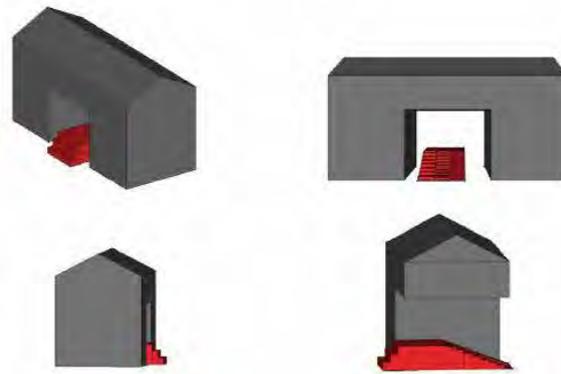
Blick vom Rathaus entlang der Bismarckstraße zum neu gestalteten Bereich des Durchgangs (oben). Aufwertung des Bürgerhofs durch eine ansprechende Gestaltung mit viel Grün zur räumlichen Gliederung und einladenden Sitzgelegenheiten zum Aufenthalt (unten). Quelle: Triumph

Mit wenigen Mitteln den Durchgang optisch sichtbar machen. Quelle: Triumph

Teilnehmer:
Oliver Allkass, Ardjana Selimi,
Anna-Lena Marth, Larissa Krieg,
Felix Eckert



Vergrößerter Durchgang aus verschiedenen Perspektiven.
Quelle: ARC5



Detailsicht Podium. Quelle: ARC5

Beitrag der Gruppe ARC5

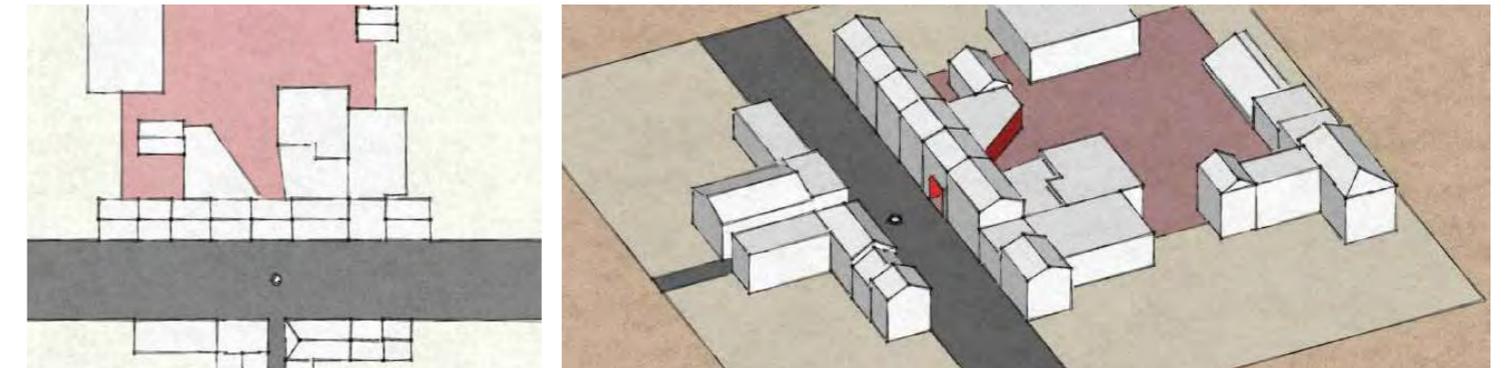
Der unauffällige und triste Zugang zum Bürgerplatz wirkt nicht einladend. Wie kann man den Zugang zum Bürgerplatz besser gestalten, um die Fußgänger zu animieren, den Platz zu betreten?

Die Öffnung wurde vergrößert und ist dadurch offensichtlicher als der jetzige Zugang. Sie wird durch ein eingestelltes Stadtmöbel, das „Eventpodest“, betont und bespielbar. Zudem wird der „Knödelbrunnen“ versetzt bzw. durch einen neuen Brunnen ersetzt.

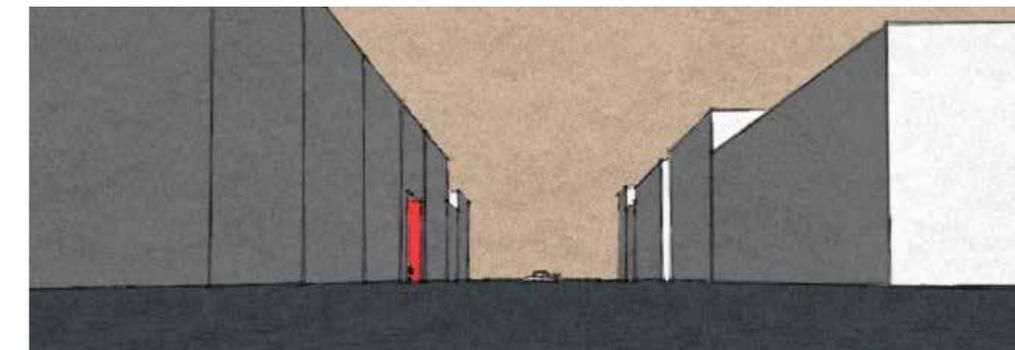
Durch das Wasserspiel des Brunnens in der Nähe des Durchgangs ist der Zugang zum Bürgerhof attraktiver und auffälliger. Die Ausbildung des Podests ermöglicht es, darauf zu sitzen, zu liegen, herumzuklettern, auf der Schräge zu skaten, zu beobachten und gesehen zu werden und kann auch als Ort für Veranstaltungen, wie zum Beispiel Konzerte, Reden usw. dienen. Damit verbessert sich die Aufenthaltsqualität in diesem Bereich. Da das Podest nicht die gesamte Breite des Durchgangs einnimmt, ist auch ein barrierefreier Zugang möglich.

Beitrag der Gruppe LU 4

Um die Räume „Bismarckstraße“ und „Bürgerhof“ zu verbinden, wird die Amtsstraße quer über die Bismarckstraße verlängert. Der alte Zugang wird geschlossen und die freiwerdende Fläche dem vorhandenen Restaurant zugeschlagen. Eine neue Öffnung erschließt den Zugang zum Bürgerhof.

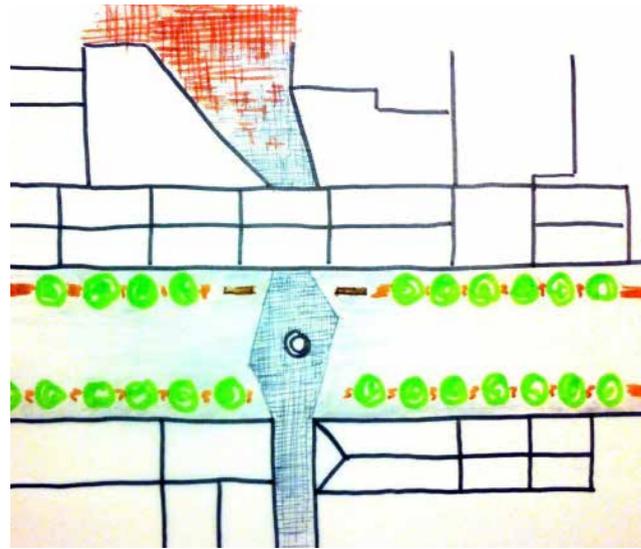


Die veränderte Raumsituation durch die Verlegung des Durchgangs. Quelle: LU4



Blick vom Rathaus entlang der Bismarckstraße auf den neu gestalteten, sich farblich abhebenden Durchgang. Quelle: LU4

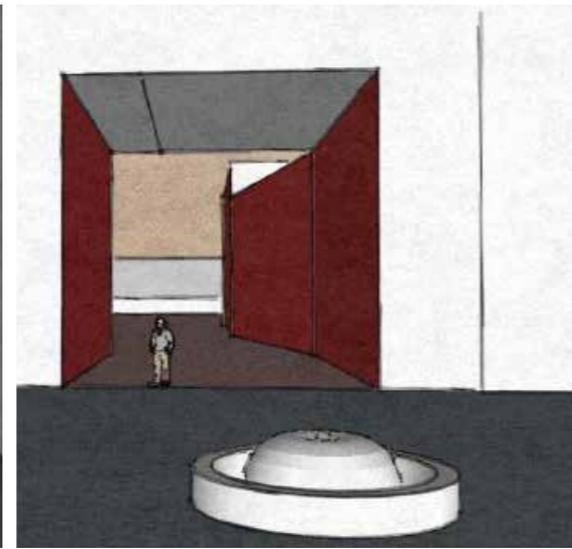
Die neue und größere Öffnung kanalisiert den von der Amtsstraße kommenden Fußgängerfluss.



Durch die Veränderung der Bepflanzung der Bismarckstraße und der Bodenbeläge könnte die Querverbindung zusätzlich hervorgehoben werden. Quelle: LU4

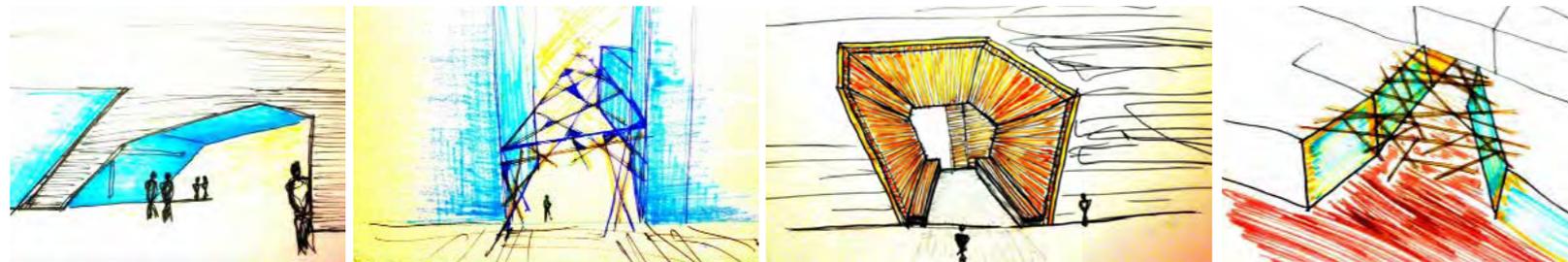


Blick von der Amtsstraße. Am Ende des Durchgangs wird eine schräge senkrechte Gebäudekante (im Bild rot) platziert. Quelle: LU4



Eingangssituation aus der Perspektive der Bismarckstraße, davor der „Knödelbrunnen“. Quelle: LU4

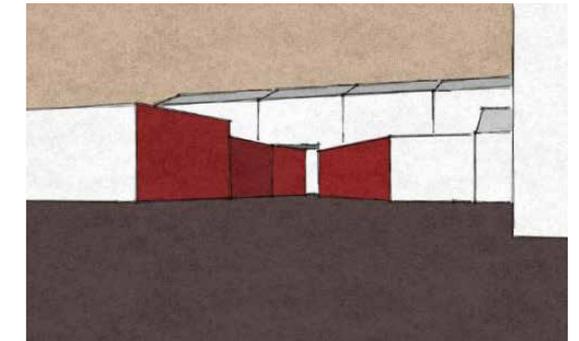
Der Platz ist dadurch nicht sofort überschaubar, jedoch erhält man einen ersten Einblick – und das weckt die Neugier.



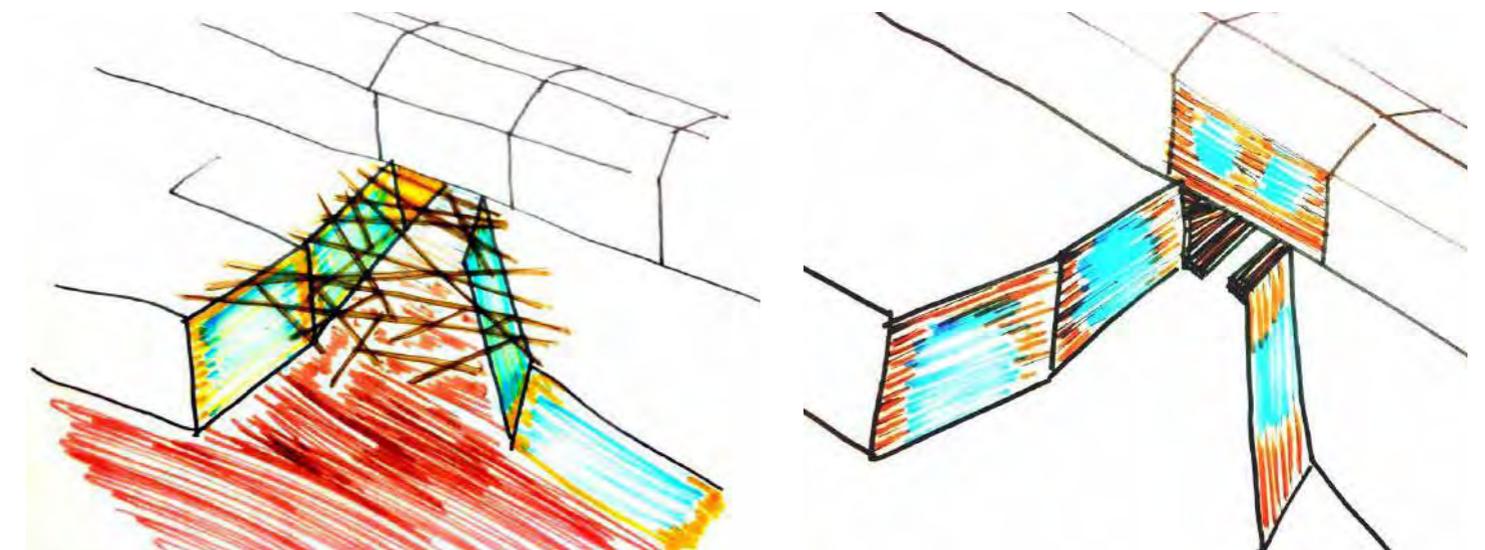
Eingangssituation, Untersuchung verschiedener Alternativen. Quelle: LU4

Über das Projekt hinaus ist eine Achse vom Wilhelm-Hack-Museum zur Kirche zur Bismarckstraße hin denkbar. Diese Achse könnte im nächsten Schritt über den Bürgerhof bis zum Rhein weitergeführt werden.

Empfehlenswert wäre eine Umgestaltung des Bürgerhofs an sich. Eine Ausweitung des Angebots (speziell für Kinder) könnte die Aufenthaltsqualität verbessern. Es stellt sich auch die Frage, was mit dem Knödelbrunnen auf der Bismarckstraße passieren soll. Eventuell könnte dieser nach einer Säuberung zu einem Wasserspielplatz für Kinder erweitert werden.



Blick vom Bürgerhof, Ausgang Ludwigsstraße, mit trichterförmig ausformulierter Übergangssituation auf die neu gestaltete Passage. Quelle: LU4



Übergangssituation Varianten, Quelle: LU4

Teilnehmer:
Kristina Kraus, Robin Merz, Alexander Achenbach, Sven Rieger

Beitrag der Gruppe KRAS

In Ludwigshafen sind öffentliche Plätze wenig frequentiert. So auch der Bürgerhof. Ein Zubringer zum Platz sollte die relativ belebte Bismarckstraße sein, die bestehende Verbindung funktioniert jedoch nicht. Sie ist relativ schwer zu finden und erinnert an eine zweckmäßige Werkstdurchfahrt, ist also in bestehender Form nicht attraktiv. Wie bringt man Menschen dazu, den Raum zwischen dem Platz und der Straße zu erleben und zu begehen?

Unser Ansatz: Höhe beeindruckt und erstaunt, wird aber oft erst durch eine gewisse Enge wirklich spannend. Das bestehende Gebäude wird daher bei diesem Konzept nicht ab-, sondern aufgerissen, um die Öffnung hervorzuheben und trotzdem den Bestand weitestgehend zu erhalten.



Der Riss aus der Perspektive der Bismarckstraße (links) und aus der des Bürgerhofs (rechts). Quelle: KRAS

So ist die Idee eines Risses entstanden. Wo ein Riss entsteht, bewegt sich etwas. Die Menschen auf der Bismarckstraße sollen sehen, dass an dieser Stelle etwas passiert, sich etwas bewegt, sie etwas erleben können.

Der Riss öffnet sich in Richtung des Platzes, somit wird diese Laufrichtung attraktiver.

Im Vordergrund steht das Durchgehen und nicht der Aufenthalt, denn dieser soll sich auf dem Bürgerhof abspielen.

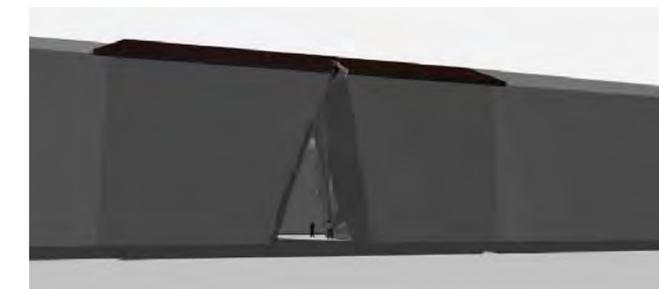


Beleuchteter Durchgang aus der Perspektive der Bismarckstraße (links) und aus der Perspektive des Bürgerhofs (rechts). Quelle: KRAS

Die Innenwände des Risses sind nicht glatt, sondern erinnern an eine Felswand. Beim Durchschreiten des Risses wird man so von einem spannenden Spiel aus Licht und Schatten überrascht. Dieses Spektakel erlebt man auch bei Nacht: Der ausgeleuchtete Riss wirft Licht und Schatten in Form seiner Kontur auf Straße und Platz und verbindet diese Räume somit visuell.



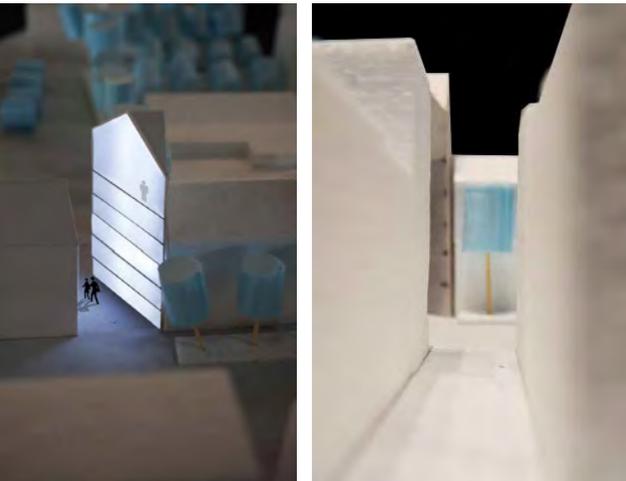
Gebäudeseite Bismarckstraße. Die dunklen Flächen entsprechen der aktuellen Bebauung auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Quelle: KRAS



Quelle: KRAS

Teilnehmer:
Aaron Weiß, Moritz Hettich,
Philipp Hönig, Philipp Croll

Beitrag der Gruppe CUT



Unser Entwurf für den Bürgerhof soll einen Beitrag für ein positives Erscheinungsbild dieses Innenstadtquartiers leisten. Der Platz soll durch eine neu zu schaffende, städtebaulich markante Verbindung in das alltägliche Leben der Bismarckstraße einbezogen werden. Die vorherige Erschließung wird mit einer neuen Funktion belegt.

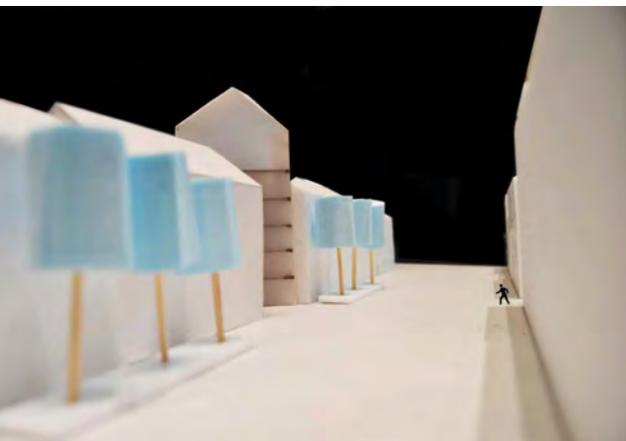
Die dort vorhandenen, wenig attraktiven und teilweise leerstehenden Wohnungen und Büros sollen durch eine neue Nutzung ergänzt werden.

Unser Konzept sieht vor, durch einen neuen Baukörper großzügige Glasflächen zu schaffen, die transparente und lichtdurchflutete Räumlichkeiten für Läden, Büros und Dienstleistungsangebote bieten. Durch die keilförmige Form des zu ergänzenden Gebäudes wird ein besonderer räumlicher Akzent gesetzt.

In den oberen Geschossen des sich baulich höher entwickelnden Ergänzungsbaus ergeben sich Blickbeziehungen längs der Bismarckstraße und über die Dächer der Stadt sowie über den neu anzulegenden Bürgerplatz in Richtung Rhein. Hier bietet sich die Nutzung als Sky-Lounge oder Café an.

Die neue Erschließung des Platzes nimmt Bezug auf die Einmündung der Amtsstraße und den dort vorhandenen „Knödelbrunnen“. Dadurch wird der bisher durch die vorhandene Bebauung isoliert wirkende Bürgerplatz durch eine neu geschaffene Blickachse ersichtlich.

Die Achse der Amtsstraße wird über den Bürgerplatz verlängert und könnte sich bei einer Fortführung der Planung bis zum Rheinufer erstrecken.



Blick auf den Durchgang (links oben) von der Bismarckstraße (unten) und der Amtsstraße (rechts oben) auf das neue Gebäude.
Quelle: Präsentation Team Cut

Die konische Form des neuen Baukörpers zwischen der bestehenden orthogonalen Bebauung lässt den Raum erlebbar werden, da ein dramatischer Wechsel von Weite zu Enge entsteht. Beim Durchgehen soll so der Effekt des sich öffnenden Platzes verstärkt werden.

Der neu erschlossene Bürgerplatz soll durch viele verschiedene Funktionen eine hohe Attraktivität erhalten. Zu diesen gehören unter anderem Spielmöglichkeiten sowie Wasserspiele für Kinder und grüne Ruheazonen. Spielfelder für Schach oder Boule können dort neu integriert werden.

Der Platz wird im Bestand von starken Vor- und Rücksprüngen dominiert. Klare Raumkanten könnten hier ordnend wirken. Eine ausgiebige Begrünung im Bereich der Volkshochschule könnte ein ruhiges und qualitätsvolles Umfeld schaffen.

Neben dieser Funktion als grüne Lunge für die Innenstadt kann der neu strukturierte und geordnete Platz als Fläche für unterschiedliche kulturelle Veranstaltungen im Stadtquartier dienen.

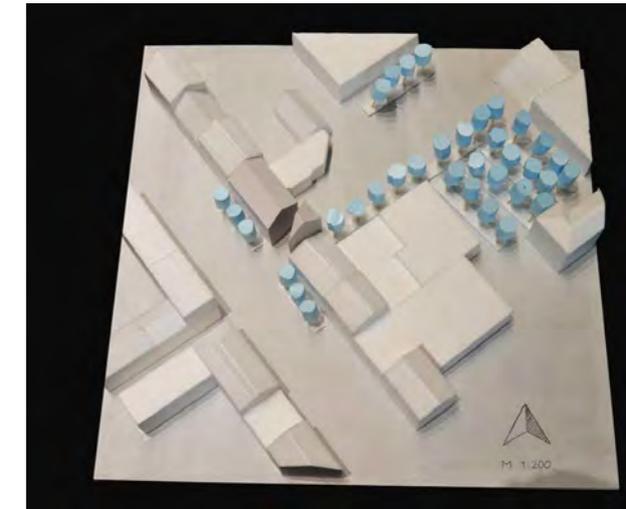
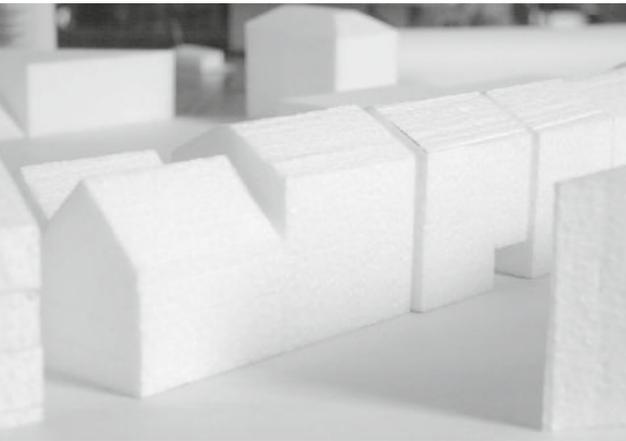


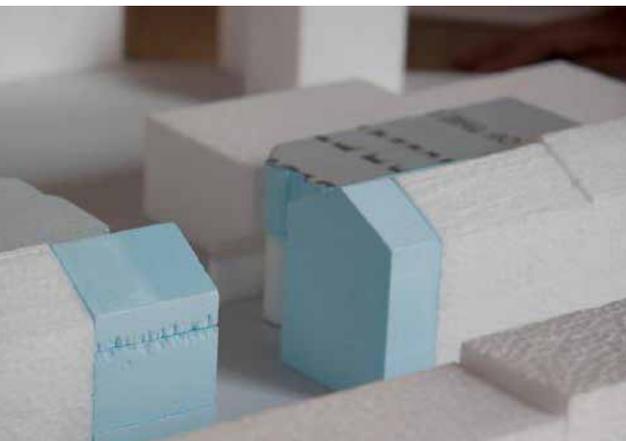
Bild auf Gebäude, Durchgang und Bürgerhof von oben. Quelle: Präsentation Team Cut

Teilnehmer:
Alexander Glück, Michael
Lehmann, Kevin Neumann,
Marc Steffen

Beitrag der Gruppe ARC4U



Aktueller Durchgang von Bismarckstraße zum Bürgerhof. Quelle: ARC4U

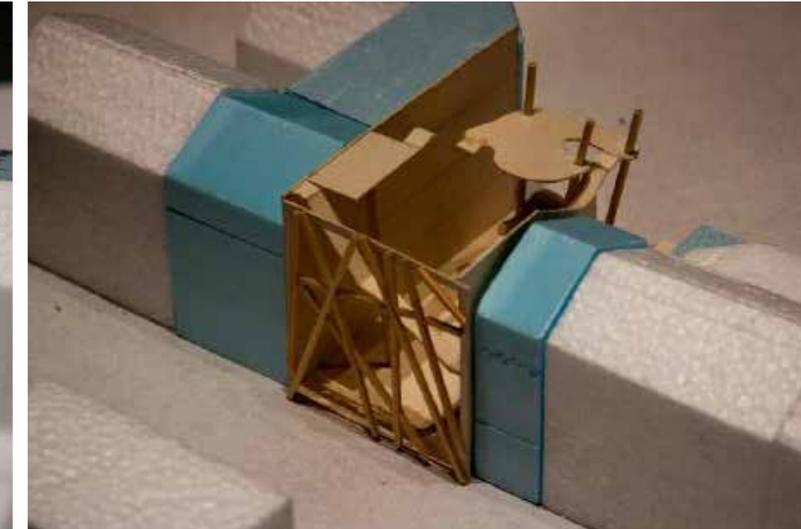
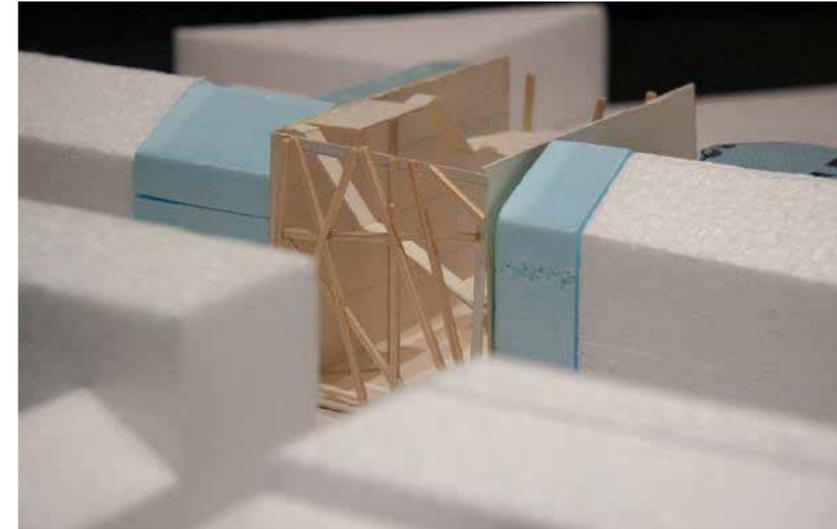


Neue Schneise, die den Bürgerhof zur Bismarckstraße hin öffnet. Quelle: ARC4U

Die Erschließung des Bürgerplatzes über einen Zugang in der Bismarckstraße ist in der Raumkante der Fassade versteckt und hat zur Folge, dass der dahinterliegende Platz nicht wahrgenommen wird.

Unsere Aufgabe war es, diese Eingangssituation zu verändern. Wir entschlossen uns, die signalhafte Wirkung der Öffnung durch eine „Schneise“ zu verstärken und rissen einen Teil des Gebäudes ab. Die neue Öffnung misst nun 15 Meter und sorgt für einen Bruch in der bestehenden Raumkante. Dies hat den Effekt, dass die Aufmerksamkeit ein wenig von der Bismarckstraße abgelenkt wird und dem Bürgerhof zugutekommt.

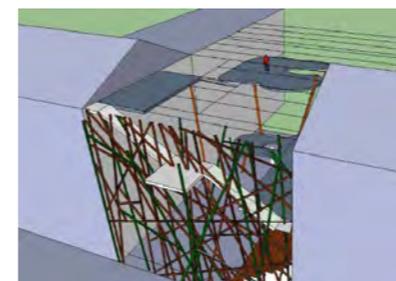
Die zu ergänzende Fassade des neu gewonnenen Raumes wird aus mehreren „Holzpfählern“ gebildet, die später begrünt werden. Dadurch wird ein sich wandelnder Raum geschaffen, der je nach Jahreszeit einen anderen Charakter hat. Farbliche Akzente werden durch verschiedene Pflanzen erzielt. Der Innenraum ist von den Sitzstufen und verschiedenen Plattformen geprägt, welche in ihrer Anordnung zu verschiedenen Dimensionierungen des Raumes führen. Dies soll das Raumerlebnis und die Raumqualität positiv beeinflussen.



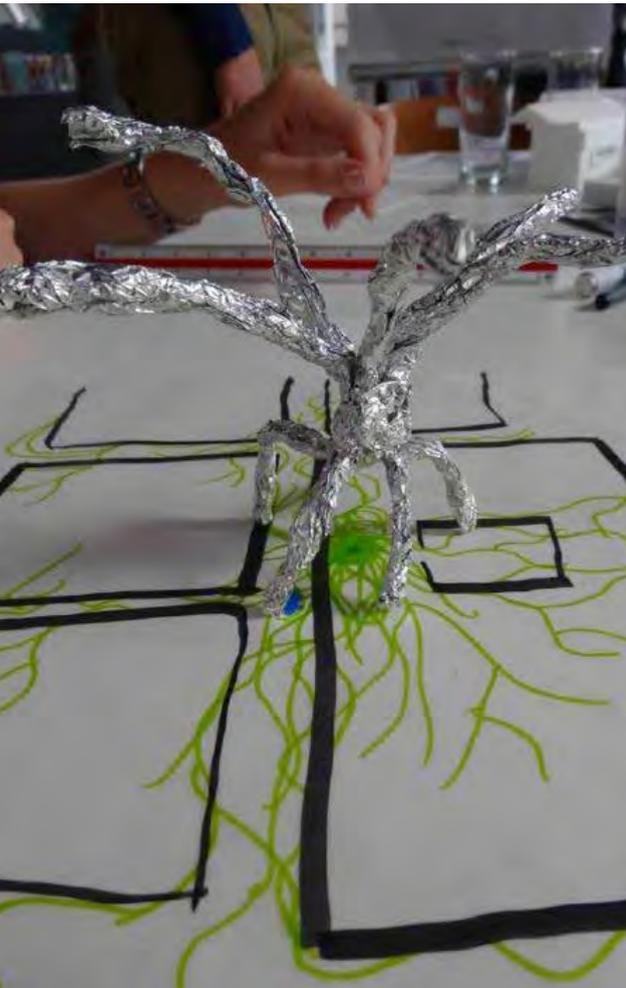
Räumlich schließende, dabei durchlässige Holzkonstruktion für spätere Begrünung mit Aufenthaltsplattformen. Quelle: ARC4U



Gestaltung des Ausgangs aus der Perspektive der Bismarckstraße. Quelle: ARC4U



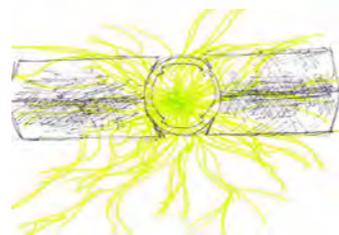
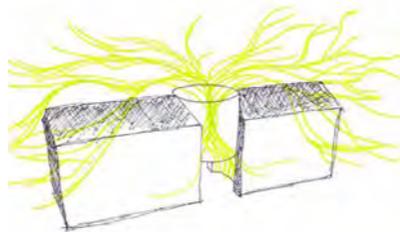
Beitrag der Gruppe Le SRH



Hinführung: Der Betrachter soll durch die Verästelung zum Durchgang hingeführt bzw. vom Durchgang zu anderen wichtigen Orten Ludwigshafens weggeführt werden. Quelle: Le SRH

Wie können wir die Besucher der Bismarckstraße so auf den Bürgerhof aufmerksam machen, dass sie geradezu hingeleitet werden und nicht, wie momentan, einfach die Straße weiter entlanglaufen? Unser Lösungsvorschlag: eine organisch wirkende Installation, die die Besucher zum Platz leitet und ihnen zusätzlich ein Erlebnis für die Sinne gibt. Diese Installation mit ihrem spannenden Lichterspiel verästelt sich über Ludwigshafen und vernetzt die Innenstadt von oben.

Für den Durchgang wird das Bestandsgebäude innen zylinderförmig ausgehöhlt und der Anschlussbereich an die Hausfassaden mit Glasscheiben ausgestattet. Im Inneren des Zylinders entwickelt sich eine organische, baumartige Installation. Die Wurzeln wachsen aus der Innenwand des Erdgeschosses heraus und verzweigen sich auf der Höhe des ersten Obergeschosses, um sich anschließend über dem Dach des Hauses auszubreiten.



Raumbildung: Durch den zylinderförmigen Innenraum/ Durchgang entsteht ein beruhigender, angenehmer Raum, der sich in die Höhe erstreckt. Quelle: Le SRH

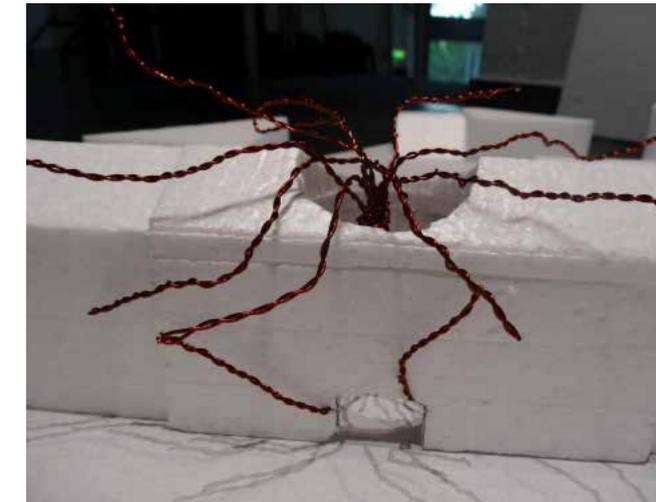
Die Verästelungen der installierten Struktur können sich über ganz Ludwigshafen, vor allem zu den wichtigen Sehenswürdigkeiten/Gebäuden hin, erstrecken. Die Äste werden mit LED-Lichtern versehen, sodass man bei Nacht eine angenehme Atmosphäre schaffen kann.

Als Material für die Baumstruktur haben wir uns für Stahlrohre entschieden. Durch die Glasfassade und die dahinter liegende Installation mit den oben herausragenden Verästelungen wird der Besucher auf den Durchgang aufmerksam und eingeladen, ihn genauer wahrzunehmen, zu betrachten und auf sich wirken zu lassen.

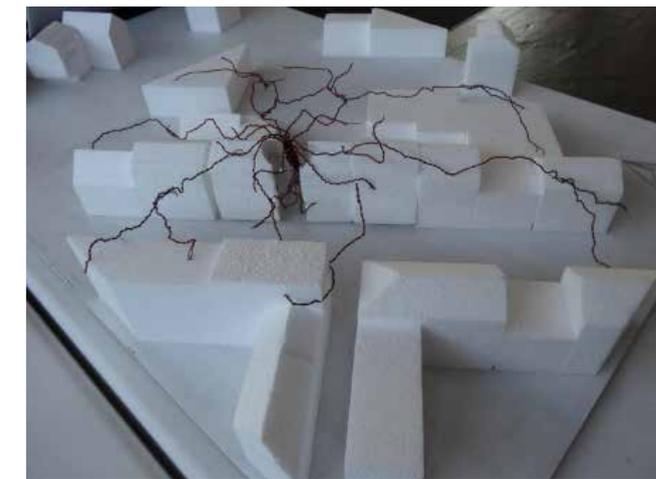
Im zylinderförmigen Innenraum/Durchgang entsteht ein ruhiger Bereich, der zum Innehalten einlädt.

Licht spielt in unserer Installation eine große Rolle. Sowohl tagsüber als auch nachts erlebt man hier einen lebhaften Wechsel von Licht und Schatten: Tagsüber entsteht durch die innen liegenden Verästelungen in Kombination mit der Sonne ein Schattenspiel, das sich von Stunde zu Stunde, Jahreszeit zu Jahreszeit und Sonnenstand zu Sonnenstand ändert. Nachts sorgen farbige Lichtquellen im Durchgang für eine angenehme Atmosphäre.

Quelle: Le SRH



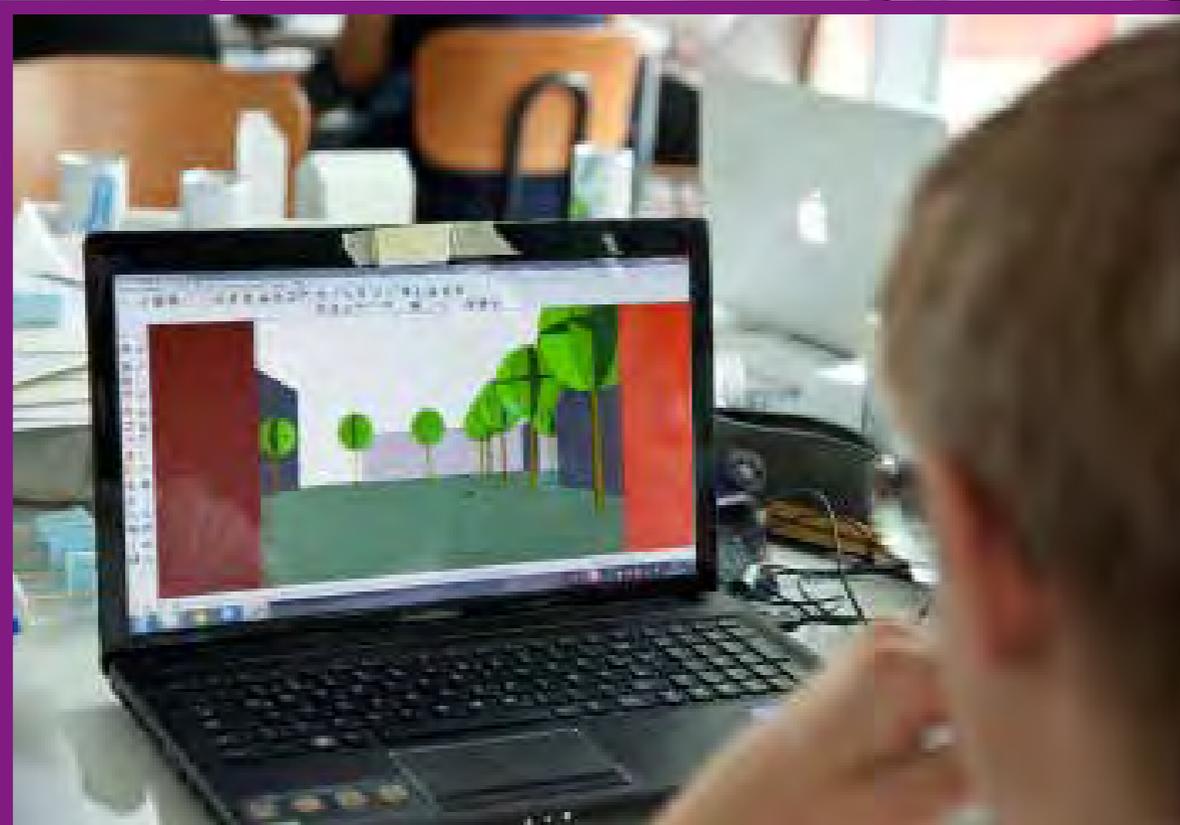
Betonung des Durchgangs. Quelle: Le SRH



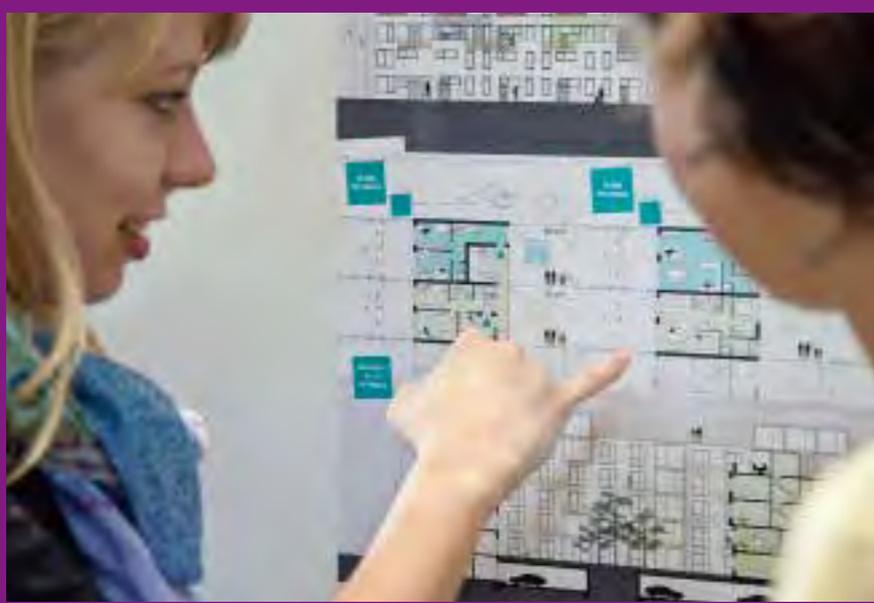
Sich ausbreitende Installation. Quelle: Le SRH













Kulturraum

Workshop Kulturraum: Von der Kultur zur Kult-Tour: Das Projekt

Kultur – das ist die Prise Salz, die städtischem Leben die Würze gibt. Und Kultur steht in unserer postmaterialistischen Gesellschaft hoch im Kurs, das zeigen zum Beispiel die Besucherzahlen vieler Ausstellungen. Wie kann Ludwigshafen seine Kultureinrichtungen besser sichtbar machen – nicht nur für die eigene Stadtgesellschaft, sondern auch nach außen? Wie lässt sich Kultur und Kunst in der Stadt so nutzen, dass die Innenstadt davon profitiert? Lässt sich Kulturraum erlebbar machen und für die Stadtplanung nutzen, zum Beispiel, indem man die verschiedenen Anlaufpunkte besser sichtbar macht, sie inszeniert, belebt und vielleicht sogar miteinander verbindet? Im Workshop Kulturraum entstanden ganz unterschiedliche Antworten auf diese Fragen.

Verbinden, vernetzen, inszenieren: Kulturraum Innenstadt

Bestandsaufnahme

In der Innenstadt, die in Ludwigshafen zwischen den beiden Einkaufszentren „Rathauscenter“ und „Rheingalerie“ einen schweren Stand hat, könnte Kultur eine Plattform bieten, die Verbindungen schafft und das Zentrum belebt.

Eine erste Idee, wie man dies angehen könnte, formulierte Professor Dr. Helmut Lerch in seiner Keynote zum Workshop „Kulturraum“. Seiner Meinung nach ist es wichtig, Wege zum Fluss zu finden und die Innenstadt stärker in Richtung Fluss auszurichten. Hierzu könnten einzelne Bauten umstrukturiert werden, um neue Aufgaben wahr-

nehmen zu können. Für das Gelingen sei es zudem unerlässlich, neue Zielgruppen anzusprechen und in die Innenstadt zu bringen.

Volker Adam von der Stadt Ludwigshafen argumentierte in seinem Impulsbeitrag in eine ähnliche Richtung. Auch für ihn ist die historisch bedingte Nord-Süd-Ausrichtung des Zentrums wenig zeitgemäß, zumal sich Ludwigshafen als Stadt am Rhein positioniere. Eine „Drehung“ der Innenstadt Richtung Rhein sei wichtig, auch unter funktionalen Aspekten (Einkaufen, Gastronomie, Kultur, Bildung). Wichtig sei es außerdem, die Innenstadt kompakter zu gestalten und neue Milieus zu etablieren.

Was kennzeichnet die Ludwigshafener Innenstadt? Drei Punkte waren für die Teilnehmer des Workshops von besonderer Bedeutung: Die Innenstadt ist wenig grün, sie ist eher autogerecht angelegt als dass sie den Bedürfnissen von Fußgängern und Fahrradfahrern entspricht und sie ist aufgrund der vielen Leerstände in den Fußgängerzonen immer weniger attraktiv für die Ludwigshafener und die Besucher der Stadt.

In Bezug auf Kultur und Kunst fehlt in Ludwigshafen ein „echtes“ Zentrum. Wichtige Kultureinrichtungen liegen abseits der Verkehrsströme, die Kulturangebote sind zwar groß, aber dezentral. Öffentliche Plätze, die man für kulturelle Aktivitäten nutzen könnte, sind nicht gut bespielbar, Bauten und Plätze zeichnen sich durch eine mangelnde Barrierefreiheit aus.

Erste Ideen

Die Workshop-Teilnehmer sammelten zunächst Ideen, wie man die kulturelle Lebensqualität in Ludwigshafen besser inszenieren könnte. Sie schlugen vor,

- » ein Zentrum zu schaffen („Herz von Ludwigshafen“),
- » die Aneignung von öffentlichem Raum zu ermöglichen und die Wertschätzung von Räumen zu verbessern,
- » „Un-Räume“/Angst-Räume umzugestalten,
- » Wasser/Brunnen zu aktivieren,
- » „kulturelle Leuchttürme“ als Anziehungspunkte zu finden oder zu installieren,
- » kulturelle „Leitlinien“ (z. B. durch Kennzeichnung von Wegen/Routen, Begrünung von Straßenbahn-Gleisbetten usw.) zu zeichnen und Wegbeziehungen herzustellen,
- » Barrierefreiheit zu schaffen,
- » „Kultur aus den Gebäuden zu tragen“ (Speakers Corner, offene Bühnen etc.),
- » „Neue Medien“ einzusetzen (Smartphone-gestützte Kultur-Guides, QR-Codes usw.).

Diese Aktivitäten sollen so unterschiedliche Zielgruppen wie die Ludwigshafener Bürgerinnen und Bürger, Kulturpendler, neugierige Menschen mit mobilen Endgeräten sowie Künstler und junge Familien ansprechen.

Der erste Praxistest

In drei Gruppen überprüften die Teilnehmer des von Kai Weidlich moderierten Workshops danach die Praxistauglichkeit der zusammengetragenen Ideen mit Fokus auf die Ludwigshafener Innenstadt.

Die erste Gruppe erarbeitete Vorschläge für eine kulturorientierte Querverbindung hin zum Rhein entlang der Kaiser-Wilhelm-Straße.

Eine zweite Gruppe beschäftigte sich mit der Idee einer Freiraumdiagonale, also einer Querung der Innenstadt entlang von Plätzen, Brunnen und Grünflächen.

Zwei junge Studierende durchstreiften als drittes Team die Innenstadt auf der Suche nach interessanten Plätzen und Gebäuden, die sich eignen könnten, die Charakteristika von Ludwigshafen, also Chemie – Hochstraßen – Rhein auszudrücken.

Gruppe „Kaiser-Wilhelm-Straße“

Bei einem Stadtpaziergang identifizierten die Teilnehmer dieser Gruppe folgende Anker einer „Kult-Tour“ durch die Innenstadt:

1



Wilhelm-Hack-Museum mit der bekannten, von Miró gestalteten Wand. Als schwierig nehmen die Teilnehmer dieser Gruppe die wenig attraktive Kaiser-Wilhelm-Straße mit der überdimensionierten Kreuzung wahr.

2



Einen Abstecher bei der Kult-Tour sind die beiden Skulpturen am Wilhelm-Hack-Museum: die 1991 entstandene „Endlose Treppe“ (rechts) von Max Bill, die das philosophische Prinzip Hoffnung des Philosophen Ernst Bloch darstellt, und die Skulptur „Ombralatina“ des Künstlers Marcello Morandini (links).

3



Wenig einladend für Fußgänger ist die Kaiser-Wilhelm-Straße, die perspektivisch umgestaltet werden müsste.

5



Auf dem Grundstück des Gebäudes der „Rheinpfalz“ an der Kaiser-Wilhelm-Straße stand früher die Synagoge, an die heute nur noch eine Bronzetafel erinnert.



4



Der Platz vor dem Pfalzbau ist wenig attraktiv und hat nur eine geringe Aufenthaltsqualität. Die Skulptur „Pfalzsäule“ von Blasius Spreng geht in der Umgebung fast unter.

6



Dieser kleine, an der Kaiser-Wilhelm-Straße gelegene Platz mit Stichweg führt nach wenigen Schritten direkt zur Melanchthonkirche (siehe links und Mitte), einer der wenigen gut erhaltenen Notkirchen des Architekten Otto Bartning. Ebenfalls in der Nähe ist die Lutherkirche, von der nur noch der Turm mit seitlichen Anbauten steht (rechts).

7



An der folgenden Kreuzung überraschen zwei für die Architektur der 1950er-Jahre typische Gebäude.

Das Fazit:

Die Kaiser-Wilhelm-Straße könnte durchaus die Hauptachse einer Kult-Tour bilden, ohne dass es eines größeren finanziellen Aufwandes bedürfte. Im ersten Schritt würde die Beschriftung der beschriebenen Anlaufpunkte und/oder ein Flyer mit einer Wegbeschreibung ausreichen. Aus architektonischer und stadtplanerischer Sicht gibt es drei Empfehlungen:

- » die Kaiser-Wilhelm-Straße als Boulevard anzulegen,
- » den Weg zur Melanchthonkirche kenntlich zu machen,
- » die Fassaden der beiden bislang originalgetreu erhaltenen 1950er-Jahre-Gebäude unverändert zu erhalten.

10



Ebenfalls in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Straße liegen die Stadtbücherei Ludwigshafen und der Kunstverein der Stadt mit der Skulptur „Raumsäule 22“ von Erich Hauser im Innenhof.

9



Rechts und links der Kaiser-Wilhelm-Straße gibt es weitere architektonisch interessante Anlaufpunkte, zum Beispiel das Corso-Kino, das derzeit leer steht und einer kulturellen Nutzung zugeführt werden könnte.

8



Läuft man weiter geradeaus in Richtung Rhein, hat man einen guten Blick auf die Mannheimer Rheinseite mit dem gerade renovierten Speichergebäude.

Gruppe „Freiraumdiagonale“

Ein Spazierweg im Grünen vom Rhein bis zum Wilhelm-Hack-Museum und darüber hinaus, im besten Fall bis zur Blies, dieser Vision folgt der Weg der zweiten Gruppe. Die Wegführung orientiert sich im innerstädtischen Bereich an Skulpturen und Brunnen.

Das Fazit:

Ein grüner, attraktiver Weg durch die Innenstadt wäre möglich, wenn an der einen oder anderen Stelle Hand angelegt würde. Empfehlenswert wäre darüber hinaus ein Bodenleitsystem zum Beispiel in Form einer farbigen Markierung, das günstiger ist als das Aufstellen von Schildern.

1



Die Gruppe startet ihren Spaziergang am Wilhelm-Hack-Museum. Erste Anlaufstelle ist der Klüberplatz. Die Treppen und Wege sind zum Teil in schlechtem Zustand. Der Platz hat keine hohe Aufenthaltsqualität, außer in der wärmeren Jahreszeit, wenn der Hackgarten (oben links) angelegt ist. Auch der Verbindungsweg vom Klüberplatz zur Kaiser-Wilhelm-Straße ist nicht wirklich attraktiv (oben rechts).

2



Die Skulptur vor der Miró-Wand ist kaum wahrnehmbar, zumal diese Ebene nicht auf dem gleichen Niveau liegt wie die Kaiser-Wilhelm-Straße und ein Hinweis fehlt.

3



Weiter geht es zum schräg gegenüberliegenden Platz vor dem Pfalzbau. Wie auf dem Klüberplatz erwartet die Besucher hier wenig Grün. Ein großer Raum könnte entsprechend umgestaltet werden

5



Viel Pflaster und wenig Grün gibt es auch am Berliner Platz – zum Teil berechtigterweise, denn viele Flächen werden von Autos oder Bussen befahren. Das schmälert allerdings auch den Wohlgefühlcharakter des Platzes, dem eine Begrenzung fehlt und der nahtlos in den Weg hinunter zum Rhein mündet.

4



Am Platanenhain erwartet die Gruppe zwar Grün und sogar Bänke, allerdings ist die Aufenthaltsqualität durch den Lärm der nahegelegenen Hochstraße nur gering. Dieser Platz sollte – so die einhellige Meinung der Gruppe – einer anderen Nutzung zugeführt werden.

Gruppe „Freie Jagd“

Ganz unkonventionelle Ideen entwickelten zwei junge Teilnehmerinnen der Sommerakademie Architektur bei ihrem Spaziergang durch die Innenstadt.

Das Fazit:

Verbinden, vernetzen, inszenieren: Kulturraum Innenstadt. Die Ergebnisse des Workshops „Kulturraum“ zeigen: Es gibt viele Ideen und Möglichkeiten, durch das Vernetzen von Kunst und Kultur Querverbindungen zum Rhein zu schaffen, egal welche Akzente gesetzt werden. Vieles wäre mit etwas Mut und Engagement auch mit überschaubaren Mitteln umzusetzen. So lange das nicht passiert, ist viel Stadtraum unter Wert genutzt.



1
Ihr Weg führte zunächst in die Fußgängerzone Bismarckstraße. Die Bestandsaufnahme: viele Leerstände, wenig Publikumsverkehr. Die Idee: Leerstehende Geschäfte in Wohnräume umwandeln oder als Ateliers oder Ausstellungsräume für Künstler nutzen.



2
Berliner Platz: Auch hier gibt es viel Raum, zu viel für die wenigen Menschen. Die Idee: einen bunt bemalten Schiff-container auf den Platz stellen mit einem digitalen Banner – als Visualisierung der Flussstadt Ludwigshafen und als Wunschbox für die Besucher des Platzes, die ihre Wünsche an die Stadt auf Facebook oder Twitter eingeben und gleich darauf auf dem Banner lesen könnten.



3
Die Tortenschachtel ist ein Wahrzeichen der Innenstadt, das sich in ein Studentenwohnheim oder zur Inszenierung des Chemie-Standorts nutzen ließe, zum Beispiel als Mitmachmuseum für Kinder und Jugendliche.



5
An der Rheinpromenade mit Blick auf Mannheim drängt sich die Idee einer attraktiven Traverse auf, die Fußgänger und Fahrradfahrer zum kleinen Landes-Grenzverkehr einlädt.



4
Ebenfalls typisch für Ludwigshafen sind die Hochstraßen, die im Bereich der Innenstadt besser sichtbar gemacht werden könnten, zum Beispiel, indem man sie als Kunstflächen nutzt.



Sommerakademie Architektur 2013: Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum ...

Die Sommerakademie Architektur 2013 befasste sich zwar nicht explizit mit den Grundlagen menschlicher Existenz, doch in der Nachbetrachtung lässt sich dieser Tiefgang durchaus vermuten. Schließlich beinhaltet jede Diskussion über wohn- und stadträumliche Bedingungen diesen Aspekt, weil es hier um das Gerüst für ein Leben über dem absoluten Minimum geht. Man kann es auch so formulieren: Wenn mehr als das reine Leben oder Überleben zur Diskussion steht, dann ist auch über den Schutz des Lebens (Wohnraum) und die Möglichkeiten des Zusammenlebens (Stadtraum) nachzudenken. Und natürlich kommt danach sofort die kulturelle Dimension des Lebens ins Spiel, denn alle Begriffe hängen eng miteinander zusammen, sind in sich verwoben oder bedingen sich teilweise.

Am Beispiel Ludwigshafens wurden die einzelnen Themenbereiche in „Bodennähe“ erörtert. Das war gut so, weil die Sommerakademien als gesellschaftlicher Diskurs zu relevanten Themen Ludwigshafens angelegt sind. Die Fachleute fungieren in diesem Zusammenhang als Ratgeber, Ideengeber oder auch Antwortgeber. Wichtig ist immer die Teilnahme der Bürger der Stadt und das ist auch 2013 wieder gelungen.

„Wohnraum – Stadtraum“

Ein Blick in aktuelle statistische Jahrbücher der Bundesrepublik Deutschland⁽¹⁾ zeigt, dass es aktuell etwa 36 Millionen Wohnungen in Deutschland gibt, von denen nahezu die Hälfte im Zeitraum zwischen 1949 und 1978 gebaut wurde. Das sind vor allem [Wohnbauten aus den 1950er- und 1960er-Jahren](#), die damals in beiden Teilen Deutschlands durchaus ähnlich gebaut wurden. Diese ca. 50–60 Jahre alten Siedlungen müssen erneuert, ergänzt und „fortgeschrieben“ werden, auch weil die zumindest teilweise öffentliche Förderung im Entstehungszeitraum eine Verpflichtung für ihren Fortbestand sein muss.



Prof. Dr. Helmut Lerch
Architekt, Heidelberg



Städte müssen sich also um diesen Wohnungsbestand kümmern, die Besonderheiten der Bauweisen berücksichtigen und Wege zur Fortentwicklung solcher Quartiere finden.

Es gilt, die „weichen“ Faktoren wie „gewachsene Nachbarschaften“ oder „erschwingliche Mietpreise“ mit dem oft in den Vordergrund rückenden „harten“ Faktor „Wirtschaftlichkeit“ zu vergleichen und sozialverträgliche Lösungen zu finden. Der von einigen Städten bereits praktizierte Verkauf ehemaliger Sozialwohnungen an Investorengruppen⁽²⁾ kann keine ernsthafte Alternative für einen gesellschaftlich verantwortlichen Umgang mit dem Gut „Wohnen“ sein.

Die Palette angemessener Vorgehensweisen reicht vom Abriss über den Bestandserhalt bis hin zu hochwertigen Vollmodernisierungen. Inzwischen haben sich auch Einsichten und Betrachtungsweisen geändert. Entscheidend ist heute zunehmend, die meist städtebaulich interessanten, oft innerstädtischen Siedlungsgebiete als ehemals öffentlich geförderte Wohn- und Siedlungsbereiche **eben nicht** dem freien Markt zu überlassen beziehungsweise nicht zu privatisieren und funktionelle Monostrukturen oder bautechnische Unzulänglichkeiten angemessen zu beheben.

Wie so etwas konkret aussehen kann, zeigten die Ergebnisse aus der Aufgabenstellung für den [Workshop der Fachhochschule Mainz](#) am Beispiel der Fontane-Stifter-Siedlung in Ludwigshafen.

Die Studierenden des Masterstudiengangs Architektur haben unter Anleitung von Professor Michael Spies für die Ludwigshafener Siedlung einen Masterplan zu Verbesserungen der Infrastruktur und zur weiteren baulichen Entwicklung erstellt. Es entstanden ausführliche Planungen und Modellstudien. Im Workshop wurden letzte, konkrete Fragestellungen und Situationen mit den teilnehmenden Bürgern diskutiert. Um dies allerdings punktgenau zu ermöglichen, war es für alle Studierenden erforderlich, in einem längeren Vorlauf Recherchen anzustellen, Analysen zu erarbeiten und nach neuen Strukturen zu suchen.

Die dabei entstandenen Planungen waren mindestens semiprofessionell. In einigen Fällen hätte man sich sogar eine sofortige bauliche Umsetzung vorstellen können, weil sehr ausgereifte Planungen vorlagen. Man merkte den Ergebnissen an, dass es sich um Studierende eines Masterstudienganges handelte, die kurz vor dem Abschluss standen.

Bewusst ganz anders angelegt war der Workshop mit den Architekturstudenten der SRH Hochschule Heidelberg. Hier hat Professor Kenn Schwarzbart seine im 2. Semester befindlichen Bachelorstudenten unter dem Leitgedanken „Schaffung von architektonischen Räumen“ in eine praktische Anwendung geführt und dabei die Kreativität der angehenden Architekten erstmals unter realen Bedingungen herausgefordert. Vorausgegangen waren auch hier verschiedene theoretische Erörterungen zum Thema, an denen auch die Professorin Dr. Susanne Edinger und Professor Dr. Marc Kirschbaum beteiligt waren.



Vielfalt der Modellvarianten im Workshop der Hochschule Mainz



Arbeitsatmosphäre im Workshop der SRH Hochschule Heidelberg

Die Aufgabenstellung für den [Workshop der SRH Hochschule Heidelberg](#) bestand darin, am Beispiel der Ludwigshafener Bismarckstraße stadträumliche Qualitäten neu zu entdecken, sie sichtbar zu machen und alternative Vorstellungen zu räumlichen Verbesserungen zu entwickeln.

Das Thema war für die Studierenden geeignet, ihr bisheriges Wissen zu Fragen des architektonischen Raumes unbegrenzt einzubringen. Dabei galt es zunächst, sich und den teilnehmenden Bürgern klar zu machen, wie und über was sich ein solcher Raum definiert. Es ging also um Fragen von zwei- und/oder dreidimensionalen Wahrnehmungen und darum, sich mit punktuellen, linearen, flächigen oder räumlichen Parametern zu beschäftigen. Weiter war im konkreten Aufgabenfeld natürlich von Bedeutung, wie man überhaupt mit baulichen Dimensionen oder vorhandenen Oberflächen umgehen kann.

Weil es sich um eine Wegeverbindung handelte, war zum Dritten zu fragen, wie aus der Organisation von Funktionen entlang eines Weges architektonische Ordnungen entstehen können.

Die Kombination beider Workshop-Themen führte den Bürgern Ludwigshafens die Komplexität der Fragen und Antworten im Kontext „Wohnraum – Stadtraum“ vor Augen und ermutigte zu regen Diskussionen.

„Kulturraum“

Im Gegensatz zum Themenbereich „Wohnraum – Stadtraum“ waren in der Diskussion über den Kulturraum der Stadt von vorneherein „Unschärfen“ zu erwarten. Alleine die Feststellung, dass verschiedene Kultureinrichtungen vorhanden sind und vernetzt werden müssten, führt ja noch zu keiner Qualitätsverbesserung.

Außerdem steht die Frage im Raum, was ein Kulturraum eigentlich ist: eine Gegend, in der sich alle ähnlich verhalten, ein Haus, in dem Kultur entsteht, die Kultur der Haltung von Bürgern zu bestimmten Vorkommnissen in einer Stadt oder einzelne Aktionen im öffentlichen Raum ...

Es war schwierig und es wird schwierig bleiben, hier eine eindeutige Position zu finden. Dementsprechend verliefen auch die Diskussionen im Workshop. Die einen interessierten sich für die Barrierefreiheit im öffentlichen Raum, andere wollten ein subjektives Anliegen zu einer Baulichkeit in den Mittelpunkt stellen. Auch das Hervorheben eines ehemaligen Kinos mit einschlägiger Geschichte oder der permanente Hinweis auf nicht sofort erkennbare Grünachsen in der Stadt erschwerten die Diskussion zum Thema Kulturraum.

Also wird es dann doch wieder in Richtung Architektur und Städtebau laufen müssen?

Mir scheint das logisch, denn es ist nun mal so, dass es sich beim Begriff „Kulturraum“ schon etymologisch um etwas an die Architektur Angelehntes handelt. Dazu sind kulturelle Aktivitäten (innen und/oder außen) mit Orten verbunden, die in der Regel baulich oder naturräumlich geprägt sind. Es wird also **nicht ohne** Architektur und Stadtraum gehen, doch es geht eben auch **nicht nur** um Architektur und Stadtraum. Das ist ein feiner, aber wichtiger Unterschied. Und wenn ich den gesamten Workshop richtig verstanden habe, ging es letztlich genau um diese Richtungsinterpretation.

Spannend war zum Beispiel die Entdeckung des Kulturraumes entlang der Ludwigshafener Kaiser-Wilhelm-Straße mit all den bekannten oder unbekanntenen Orten, die diesen Straßenzug prägen. Bekannt ist hier sicher das Wilhelm-Hack-Museum, das Theater im Pfalzbau und weitere Orte in Richtung Rhein, doch wer weiß heute noch, dass auf dem Grundstück der ehemaligen jüdischen Synagoge inzwischen das Gebäude der „Rheinpfalz“ steht? Oder dass mit der [Melanchthonkirche](#) eine Notkirche des bekannten Architekten Otto Bartning nahezu direkt an der Kaiser-Wilhelm-Straße steht?

Was damit gesagt werden soll: Vermutlich entwickelt sich ein Kulturraum dann nachhaltig, wenn sich konkrete Orte (Häuser, Straßen, Plätze etc.) mit einem Geschehen verbinden und dadurch eine kulturelle Identität ausstrahlen. Nichts anderes wird ja mit üblichen Definitionen von Kulturräumen bezeugt.

Auf Ludwigshafen übertragen heißt das, Orte oder Institutionen zu erkennen, sie hervorzuheben, mit einem speziellen Geschehen zu verbinden und diese neue Attraktivität Menschen so zu vermitteln, dass sie daran teilhaben möchten.

Genau darum ging es bei den Sommerakademien: [Ludwigshafener Bürger dazu zu animieren, am Geschehen ihrer Stadt teilzuhaben, weil es attraktiv und spannend ist!](#)

Betrachtet man die bisherigen Veranstaltungen der Sommerakademien Architektur in den Jahren 2012 und 2013, erscheint der eingeschlagene Weg richtig, denn es wurden Fragen aufgeworfen und Antworten dazu angeboten. Ob es die richtigen Antworten waren oder sind, wird die Zeit beweisen. Immerhin interessieren sich die Ludwigshafener Bürger für diese Veranstaltungen und deshalb können sie so falsch nicht sein.

Was allerdings nach den beiden Veranstaltungen 2012 und 2013 bisher noch fehlt, sind vorzeigbare Ergebnisse!

Vorzeigbar könnten die bereits 2012 angesprochenen, definierten Stadtrundgänge zu wichtigen Bauten sein, die gegebenenfalls mit den oben genannten Überlegungen zu Kulturräumen zu verbinden sind.

Konkret wäre auch vorstellbar, den kleinen Platz an der Kaiser-Wilhelm-Straße, über den man direkt zum Eingang der Melanchthonkirche kommt, im Rahmen kleinerer Stadtreparaturen zu verschönern und im Sinne der Gespräche in den Sommerakademien zu kultivieren. Diese Maßnahme wäre ein Signal und sicher nicht aufwendig.

Ein anderes Ergebnis wäre, erkannte, aber nicht durchsetzbare Ideen im Sinne einer Verlustliste zu dokumentieren. Ich denke hier an den Abriss des Friedrich-Engelhorn-Hochhauses oder auch an das Nichtzustandekommen des Engagements für den Erhalt eines möglichst originalen Quattro-Hauses in der Hemshof-Kolonie. Man muss solche Verluste nicht als Niederlage buchen, sollte aber auch

nicht einfach darüber hinwegsehen, wenn Allgemeininteressen aus singulären Gründen übergangen werden.

Erfreulich ist, dass es auch im kommenden Jahr eine Sommerakademie Architektur geben und dass die Veranstaltung wieder von der GAG veranstaltet wird. Die Themen gehen nicht aus und könnten sich, so wie es aus ersten Gesprächen herausklang, zum Beispiel mit dem Aspekt **Ludwigshafen als Hochschulstadt** in all seinen Facetten beschäftigen.

Die Sommerakademien Architektur sind dazu das geeignete Forum.

⁽¹⁾ Vgl. Statistisches Bundesamt, *Statistische Jahrbücher* (z. B. 2012 oder 2013 ...).

⁽²⁾ Siehe Wikipedia unter dem Stichwort „Sozialer Wohnungsbau > Entwicklungen und Tendenzen“.

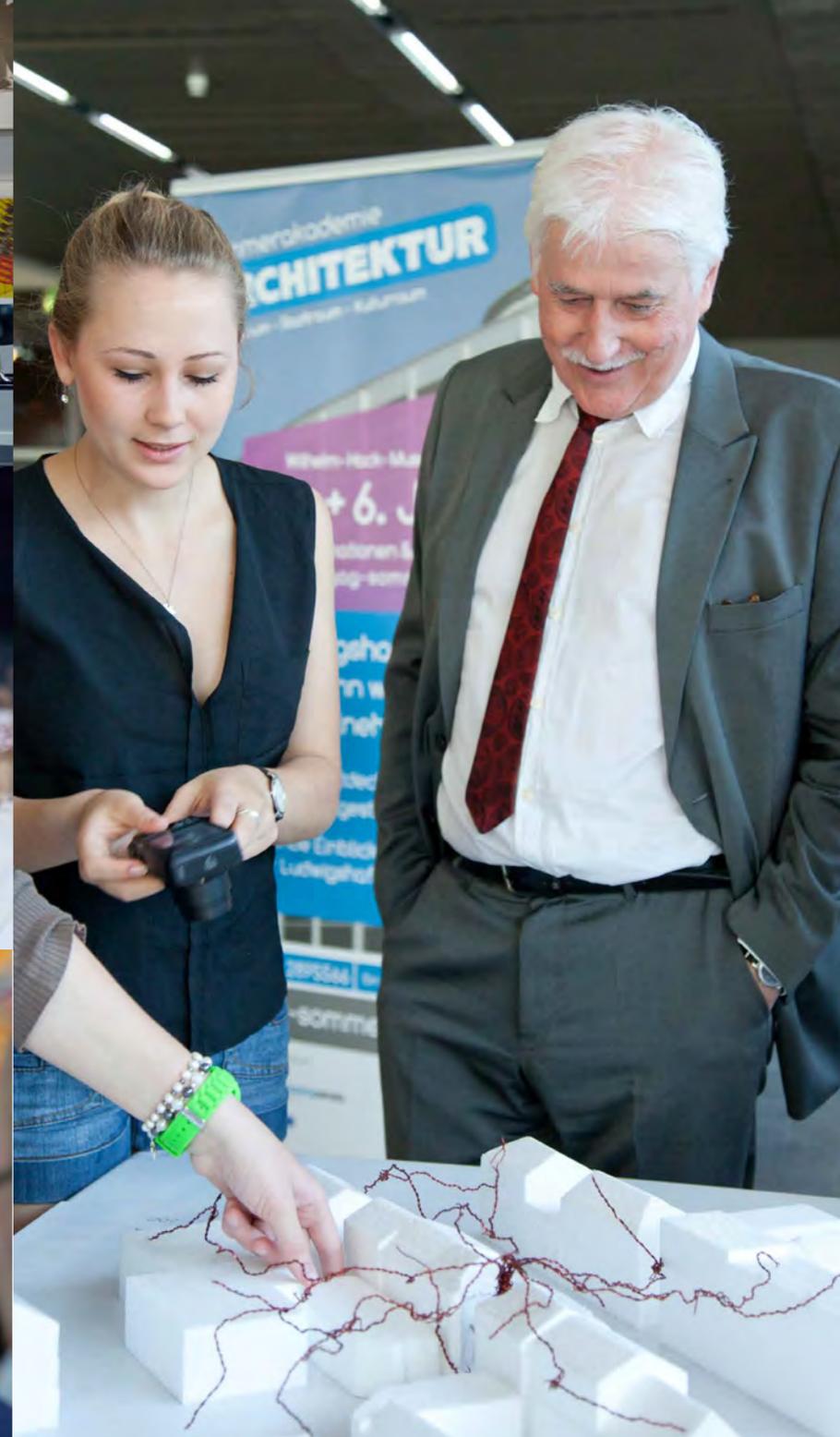


Arbeitsatmosphäre im Workshop Kultur (rechts stehend: Moderator Kai Uwe Weidlich)

Bildquellen:

- » Bildarchiv GAG Ludwigshafen am Rhein
- » Dominic Jan Geis, Ludwigshafen
- » Joachim Werkmeister
- » Stadtarchiv Ludwigshafen
- » Bildarchiv von Prof. Dr. habil. Thilo Hilpert
- » Abschlussbericht der Studierenden der FH Mainz sowie Einzelarbeiten der Studierenden
- » Präsentationen der Studierenden der SRH Hochschule Heidelberg
- » Teilnehmer des Workshops „Kulturraum“

Trotz größter Sorgfalt kann ein Bild aus anderen Quelle stammen; sollte Ihnen dies auffallen, setzen Sie sich bitte mit uns in Verbindung.



Sommerakademie Architektur 2014: Wohnraum – Stadtraum – Kulturraum

Wie lässt sich die innenstadtnahe Fontane-Stifter-Siedlung aus den 1950er-Jahren sanieren, damit sie für ihre Bewohner attraktiver wird? Wie steigert man die Attraktivität eines unscheinbaren, jedoch wichtigen Durchgangs zwischen Bismarckstraße und Bürgerhof? Und wie können kunst- und kulturnahe Wege in West-Ost-Richtung die Innenstadt besser mit dem Rhein verbinden?

Die zweite Sommerakademie Architektur der GAG Ludwigshafen sucht Antworten auf diese drei Fragen. Zusammen mit Architekturstudenten und ihren Dozenten sowie interessierten Bürgern entstehen spannende und inspirierende Arbeiten und Ideen, die vorhandene Potenziale Ludwigshafens sichtbar machen.

ISBN 978-3-00-046020-3